aus der
Lese-Bibliothek
von
Ferd. Riegel.

4551.

~~2464~~

2463

Novellen

von

Georg Döring.

Vierter Theil.

Sanct Jacobsabend. — Der Bildhauer in Tyrol.

Frankfurt am Main.

Gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer.

1831.

RBR
Jantz
F875
bd.4

Sanct Jacobsabend.

„Ist es denn aber gut, daß der Mensch sein Schicksal voraus wisse? Ich meine eben, ein solches Wissen kann ihn verwirren in seinen Handlungen, ihn vom rechten Wege abführen, den er wandeln soll, und es wäre deshalb weit besser, wenn er sich ruhig dem Schutze des lieben Gottes überläßt für seine Zukunft und das nicht voraus wissen will, was er doch nicht ändern kann!"

So sprach Röseli, das siebenzehnjährige Kind, zu ihrer um zwei Jahre älteren Freundin Hanna am Sanct Jacobsabend. Beide waren aus dem Dorfe Brienz in der Schweiz, beide waren seit ihrer Kindheit vertraute Freundinnen und wenn Hanna, die frühe ihre Eltern verloren hatte, bei einem harten Oheim schmale Kost und Arbeit vollauf fand, so war es mit Röseli, welche die kränkliche Mutter noch überdem zu verpflegen hatte und von ihrem Vater nur wußte, daß er, da sie noch ein kleines Kind gewesen, von Haus und Hof fort in die Welt gegangen sey, nicht viel anders. Sie hatten sich am Sanct Jacobsabend, der in den Orten um den Brienzersee ganz besonders gefeiert wird, unter die fröhliche Jugend

des Dorfes begeben. Röseli war von der Mutter fast mit Gewalt von ihrem Krankenlager fort und hinaus getrieben worden: Hanna hatte die Erlaubniß zur Theilnahme am frohen Feste mit großer Mühe vom strengen Oheim erbeten. Von allen Bergen brannten lustige Feuer, welche die jungen Bursche angezündet hatten, in die Nacht hinauf. Sie flammten auf den jenseitigen mächtigen Felsen der Iselwand, auf dem kühnen Brienzergrate und selbst auf dem schwer und gefährlich zu erklimmenden Rothhorn, das bis jetzt noch bei keiner Sanct Jacobsfeier erleuchtet erschienen war. Die jungen Leute im Dorfe sprachen hin und her, wer wohl dieses kühne Stück ausgeführt haben möge, niemand aber wußte Auskunft darüber zu geben. Die beiden jungen Mädchen vernahmen diese Reden; allein jede schien für sich zu sehr beschäftigt, als daß sie sehr darauf gemerkt hätten. Es fiel in die Augen, daß beide nach verschiedenen Gegenständen suchten. Röseli spähte mit unruhigen Blicken unter den jungen Männern des Dorfes, die in einzelnen Gruppen vor dem Wirthshause um besetzte Tische versammelt waren, umher; Hanna bemühte sich, an dämmerigen, versteckten Orten nach jemand zu suchen, an dessen Gegenwart ihr viel gelegen seyn mußte.

„Dort steht sie;“ unterbrach sie endlich das unter den zwei Mädchen herrschende Schweigen. „Dort, Röseli, in dem dunkeln Eck zunächst der Kirche sehe

ich die kluge Frau, von der ich dir sprach. Komm mit, wir wollen sie um unser Schicksal befragen!"

Dieser Aufforderung folgte die Antwort, die wir gleich zu Anfang aus Röseli's Munde vernommen haben. Hanna aber, die, wenn sie sich einmal etwas vorgenommen hatte, nicht wohl davon abzubringen war, suchte Röseli's Zweifel zu widerlegen und erklärte, als ihre Freundin bei der Weigerung beharrte, sie wisse wohl, warum Röseli nicht wolle, diese habe am heutigen Abende kein anderes Verlangen, als das, den Schullehrer Stäubi zu sehen und zu sprechen, der ihr schon, als sie noch ein Kind gewesen, sehr am Herzen gelegen und als sie nun größer geworden, ganz und gar in dieses hineingewachsen sey. Röseli fühlte ihre Wangen erglühen und entgegnete nichts. Dieses Schweigen nahm die Freundin für ein Eingeständniß und fügte nun hinzu, daß Röseli umsonst auf Stäubi warten werde, da dieser, wie sie ganz bestimmt wisse, Nachmittags auf dem Pfade in die Gebirge gesehen worden sey und sicherlich eine Wanderung vorhabe, von der er morgen erst zurückkehren werde. „Und wenn du nicht mitgehst zu der klugen Frau," sagte sie endlich trotzig, „so gehe ich allein. Aber es ist nicht schön von dir, daß du mir es abschlägst, denn ich habe immer treu bei dir gehalten in allen Dingen und hätte wohl dasselbe von dir erwartet."

Röseli fühlte sich von diesem Vorwurfe getroffen.

Auch war sie zu gutmüthig, die Freundin bei einem Unternehmen, das jener, bei aller Lust und Neigung dazu, wie etwas Gefährliches, Furchtbares erschien, ohne Beistand zu lassen. Sie willigte also ein, Hanna zu begleiten, aber mit der bestimmten Erklärung, daß sie ihrerseits die kluge Frau nicht berathen und nur eine stumme Zeugin abgeben wolle.

„Thue was dir gut dünkt!“ sagte Hanna, indem sie Röseli nach der auf einer Erhöhung gelegenen alterthümlichen Kirche hinzog. „Ich kann nun einmal nicht ruhen, bis ich weiß, wie es mir einst gehen wird in der Welt und ob ich es in der Zukunft besser bekommen werde, wie ich es jetzt bei dem harten Oheim habe!“

Die kluge Frau saß zusammengekauert in einem Winkel, den zwei Vorsprünge der mächtigen Kirchenmauer bildeten. Sie regte sich nicht, als die beiden Mädchen zu ihr traten. Röseli war ruhig und gefaßt, aber sie fühlte, daß die Freundin, die ihren Arm genommen hatte, zitterte. Während Hanna mit sich zu Rathe zu gehen schien, auf welche Weise sie die Wahrsagerin anreden sollte, blickte Röseli über den See, der die Feuer auf den Bergen glänzend wiederstrahlte, nach dem Hügel, auf welchem Stäubi's Wohnung gelegen war. Ihr Herz schlug höher, als sie seiner gedachte. Vergebens forschte sie nach dem Licht, das sie sonst an jedem Abende von seinem Fenster

herüberschimmern sah. Es war Alles dunkel drüben. Fern her tönte durch die Stille der Nacht das Rauschen der Fälle des Gießbaches: eine freundliche Stimme für sie, da das Schulhaus auf dem Hügel stand, neben dem der Bergstrom sich herabstürzte.

Indessen hatte Hanna sich gefaßt und der noch immer am Boden sitzenden Frau ihr Anliegen vorgetragen.

„Komm mit!" sagte diese in einem dumpfen Tone, und stand langsam auf. „Du hast die Zeit wohl gewählt, Töchterlein! Sanct Jacob hilft die gute Wahrheit ergründen, und heute über's Jahr ist eingetroffen, was du erfuhrst, oder du sollst mich ausschreien vor den Leuten als eine Lügnerin oder ein thörigtes Weib!"

Als die Frau sich erhoben hatte, zeigte es sich, das sie von kleiner, unansehnlicher Gestalt war. Ihre Augen aber blitzten, wie Röseli still für sich meinte, durch die Nacht, gleich feurigen Kohlen. Mit einer seltsamen Behendigkeit huschte sie neben der Kirche hin den Mädchen voran, nach einer Gegend, wo es still und einsam war. Bald lagen die letzten Häuser des Dorfes hinter den Wandernden. Die Frau sprach nichts, sondern ging nur eilig immer weiter. Hanna mußte, indem sie den raschen Schritten der Wahrsagerin folgte, sich fest auf ihre Freundin stützen, so sehr zitterte sie. Das Geräusch des Dorfes war weit hin-

ter ihnen geblieben, nur die Stimmen der fallenden Bergwasser sprachen zu ihnen aus der ruhigen Nacht. Die Frau führte sie an einem Bächlein hin, in eine dunkle Schlucht. Der Pfad krümmte sich oft, und vergebens suchte nun Röseli, das Köpfchen manchmal umwendend, nach den freundlichen Feuern auf den Bergen. Sie fürchtete sich nicht, wie ihre Gefährtin zu thun schien, denn in ihrem Herzen wohnte ein festes Vertrauen auf den Schutz der Vorsehung in jeglicher Lage des Lebens. Ganz hinten am Ende der Schlucht, wo sie in einen Felsenspalt ausging, durch den ein Bergquell herabfloß, stand eine kleine Hütte, im Winter von einem Hirten bewohnt, der während des Sommers aber bei den weidenden Thieren auf der Hochalp sich aufhielt. Hier blieb die Wahrsagerin stehen, und deutete im halbverständlichen Gemurmel den Mädchen an, ein Wenig zu warten, bis sie sie rufe. Sie ging in die Hütte; bald darauf aber erschien sie wieder mit einer brennenden Lampe in der Hand. Jetzt durften ihr die Mädchen folgen, und sahen sich nun in einem ärmlichen Gemache, das nur die nothwendigsten Bequemlichkeiten des Lebens bot. Ein Tisch mit einem einzigen Stuhle stand in der Mitte des Zimmers, auf dem Tische lag ein zerrissenes und beflecktes Buch, in einem Winkel befand sich ein schlechtes Strohlager.

Die Blicke der Frau flogen jetzt forschend über die beiden Mädchen hin.

„Du bist es, welche die gute Wahrheit erkennen will!“ sagte sie zu Hanna, indem sie deren bebende Rechte ergriff und das Mädchen näher zum Tische zog. „Sey getrost, Kind, und zittere nicht. Ich sehe schon in den Lineamenten deiner Stirn, daß du nach Besserem strebst, als du besitzest, und wer recht ernstlich etwas will, dem gibt es auch das Glück.“

Hanna erwiederte nichts, aber die Erwartung dessen, was sie erfahren werde, sprach aus allen ihren Zügen. Sie ließ ihre Rechte der Frau, die jetzt einige unverständliche Worte für sich hinsprechend, rasch mit der Spitze einer Nadel über die Hand fuhr, so daß diese blutrünstig wurde und das Mädchen mehr vor Schreck, als aus Schmerz, einen lauten Schrei ausstieß.

Röseli trat besorgt hinzu und warf einen zornigen Blick auf die Wahrsagerin.

„Es ist nur ein Tropfen,“ sprach diese ohne aufzusehn, „und die kleine Schramme heilt bis morgen. Was gilt auch ein Tropfen Blut gegen so viele Lebensjahre, die du bald überschauen wirst? Jetzt merk auf, Kind! Dein Sprüchlein kommt, bewahr es wohl und halte fest im Glauben daran. Sankt Jacob sey gelobt! Sanct Jacob hilf und gib das Rechte!“

Mit diesen Worten stieß sie die Nadel, so stark sie vermochte, in die Blätter des aufgeschlagenen Buches. Das letzte Blatt, in dem die Spitze der Nadel haftete,

schlug sie nun auf und las mit starker, eintöniger Stimme: „Was du suchst, das fliehet dich; hast du's endlich, freut dich's nicht!“

Hanna erblaßte. Sie legte ein Stück Geld auf den Tisch und wollte sich, ohne ein Wort weiter zu sprechen, entfernen. Da nahm Röseli, die der schlechte Bescheid, den ihre Freundin bekommen, mit Verdruß erfüllte, ihre Hand und sagte sehr lebhaft:

„Ich bitte dich, Hanna, schenke diesen Thorheiten keinen Glauben! Was kann der Tropfen Blut, die Nadel und das Buch für eine Gemeinschaft mit deiner Zukunft haben, die allein der liebe Gott regiert? Er weiß am Besten, was sich für einen jeden schickt und gibt es ihm, wenn er nur in seinem Vertrauen, in seinem Glauben an ihn sich nicht irr machen läßt.“

Diese Rede schien die Wahrsagerin zu überraschen. Sie trat den beiden Mädchen, die schon nahe an der Thüre der Hütte waren, in den Weg und hielt ihre Lampe dicht vor Röseli's Gesicht. Diese sah offen und ruhig in die blitzenden Augen der Frau. Ein Ausdruck von Unwillen, der Anfangs aus ihnen geleuchtet, ging nach und nach in ein widriges Lächeln über.

„Du kannst freilich unbesorgt seyn für deine Zukunft!“ sagte sie dann mit einer unangenehmen Freundlichkeit. „Dir fehlt es nimmer an Glück und Zufrie-

denheit und wohin dein Fuß dich führt, werden sie dir entgegenkommen und dir treu bleiben bis an's Ende."

Sie schob jetzt selbst die beiden Mädchen mit einiger Hast aus der Thüre der Hütte. Diese hörten, wie sie den Eingang hinter ihnen verschloß und verriegelte. Hanna eilte mit so flüchtigen Schritten an dem Bache hin, nach dem Ausgange der Schlucht, daß Röseli Mühe hatte, ihr zur Seite zu bleiben. Vergebens waren die Bestrebungen der jüngern Freundin, das stürmisch bewegte Gemüth Hanna's zu beruhigen. Sie schien nicht aufs Röseli's Worte zu hören, sie antwortete nicht und als sie sich im Dorfe wo es indessen still geworden war, trennten, war von Hanna's Seite der Abschied so kalt und fremdartig, daß Röseli erstaunt und betroffen den Weg nach ihrem Hause zurücklegte und sich immerfort besann, womit sie nur die Freundin beleidigt und eine solche Begegnung veranlaßt haben könnte? Vor der Thüre ihrer Wohnung wandte sie sich noch einmal um und schaute nach den Berggipfeln. Die Feuer waren erloschen; nur auf dem Rothhorn brannte noch lustig ein Flämmchen.

Am nächsten Morgen schickte die Sonne schon freundliche Strahlen über die Berge des Haslithales herüber in die Wohnung des Schullehrers Stäubi,

als dieser, der die Nacht außer dem Hause zugebracht hatte, odemlos vom See heraufstieg. So sehr ihm auch daran gelegen schien, seine Wohnung recht bald zu erreichen, so konnte er sich doch nicht enthalten, manchmal stehn zu bleiben und mit Entzücken auf die Szene zu schauen, die ihn umgab. Auf dem See schwebten duftige Wölkchen, die, noch unberührt vom Frühsonnenstrahle, ein leichtes, loses Spiel trieben, sich bald wie ein weiter weißgrauer Mantel über das Wasser legten, bald höher stiegen und dem Schauenden den Anblick des freundlichen Dorfes Brienz am jenseitigen Ufer entzogen, bald, von einem Windstoße aus den Schluchten des Hasli ergriffen, flüchtig über die Wellen hintanzten, sich in einen Bergwinkel zurückzogen und dann gleichsam schüchtern nach und nach wieder hervortraten, um sich zum alten Spiele zu vereinigen. Jedesmal, wenn das Dörfchen Brienz zwischen den Wölkchen wieder zum Vorschein kam, jauchzte Stäubi laut auf und machte mit der Hand eine grüßende Bewegung, die ihm recht von Herzen zu gehn schien, nach dem Orte hin. Schlug er aber dann die Augen wieder empor und sah die hohen Berggipfel vom Sonnengolde geröthet, hörte er auf das Rauschen der nahen Wasserfälle, auf den Gesang der Vögel und beachtete er das eigene behagliche Gefühl, das die erwärmende Morgensonne in ihm hervorrief, dann drang es wie eine freudige Andacht durch sein ganzes We-

sen und er hätte sicherlich verweilt zum frommen Morgengebete, wenn er nur — Zeit dazu gehabt hätte. Aber hatte er denn den beinahe achtzigjährigen Vater nicht allein daheim gelassen den gestrigen Nachmittag und die Nacht über? Konnte der Schulknabe, den er mit der Bedienung des alten Mannes beauftragt und welcher die Nacht bei ihm zubringen sollen, nicht nachlässig gewesen und lieber der Sanct Jacobslust, als seiner Pflicht nachgegangen seyn? Diese Betrachtung trieb ihn eilig den Hügel hinan. Er sah sich nicht mehr um, er sprang mehr, als er ging, über das thauige Gras hin und stand nun bald vor den Fenstern seines niedrigen, einstöckigen Hauses, durch die er in das Innere nach dem Vater und dem Knaben blickte. Der Greis befand sich noch ruhig schlummernd auf seinem Lager, die sonst ernsten Züge des gefurchten Antlitzes erschienen mild und freundlich. Kein böser Traum mochte den Frieden des Schlummers stören. Der Knabe war auf einem Stuhle eingeschlafen. „Gott grüß dich, herzlieber Vater!“ sagte Stäubi freundlich nickend durch das Fenster nach dem Vater hin. „Schlafe noch recht viele Morgen so friedlich und ruhig, wie heute, und lebe fort in Gesundheit und Kraft, bis der letzte Schlaf kommt, in dem du dich zum lieben Gott in seinen schönen Himmel hinaufschläfst!“

Er setzte sich auf die Bank vor dem Hause nie-

der. Lächelnd sah er nach dem Dorfe Brienz. Er konnte die Häuser zählen, er freuete sich, als jetzt die Sonne die Dächer und Schornsteine beschien, seine Blicke weilten auf einem kleinen Häuschen, das am Ende des Dorfes, da wo der Weg vom Brünig herab mit dem aus dem Hasligrunde sich vereinigt, stand. Er nahm ein kleines Taschenperspectiv, das er sich bei seiner letzten Anwesenheit in Bern von seinen Ersparnissen erkauft, zur Hand und sah scharf nach den Fenstern des Häuschens. Bald aber ließ er die Hand mit dem Fernglase sinken und sagte behaglich zu sich selbst:

„Sie schläft noch. Der Vorhang ist noch herab an ihrem Fenster. Sie hat ein gutes Gewissen und ein friedliches Gemüth. Warum sollte sie nicht schlafen, bis das Geräusch im Dorfe sie erweckt, da sie doch gewiß spät noch bei der kränklichen Mutter gewacht hat? Ob sie auch wohl das Freudenfeuer gesehen hat, das ich ihr zu Ehren angezündet auf dem Rothhorn? Ich mußte einmal etwas unternehmen für sie, etwas recht Gefährliches, Gewaltiges, das ihr auch einen Begriff von der Gewalt meiner Liebe zu ihr gibt.“

Stäubi besaß eins von den seltenen Gemüthern, die ihre kindliche Reinheit bis in das Mannesalter bewahren. Als Knabe war er immer still für sich geblieben, hatte keinen Theil an den wilden Unternehmungen der Dorfjugend genommen, aber immer gern

einem jeden einen Dienst geleistet, der von ihm gefordert worden. An Körperkraft stand er seinen Altersgenossen nicht nach. Doch bediente er sich dieser nur, um etwa dem schwächern Unterdrückten beizustehn. Sein sanftes Wesen gewann ihm die Gunst des Pfarrers von Brienz. Dieser unterrichtete selbst den Knaben in allerlei nützlichen Dingen und fand so viel Freude an der Lernbegierde des jungen Stäubi, daß er ihm auch manche Kenntnisse beibrachte, die eigentlich das Bedürfniß eines bloßen Landmannes überschritten. Je mehr aber Stäubi an Wissen gewann, desto fester gründete sich auch in ihm die Ueberzeugung, daß er keinen Beruf habe, wie die andern Männer im Dorfe von der Schiffahrt auf dem See, von Fischerei, von Schnitzarbeit, wie sie vielfach in Brienz verfertigt wurde, von der Alpenwirthschaft zu leben oder gar die halsbrechende Gemsjagd zu betreiben. Er war nun ein Jüngling geworden, aber wenn die andern Jünglinge, die ihren Ruhm, wie das in der Schweiz so häufig geschieht, in der Besteigung irgend eines gefährlich zu erreichenden Felsengipfels suchten, von diesen Unternehmungen erzählten, so hörte er ihnen nur mit bangen Empfindungen zu, schwindelte schon vom bloßen Hören und bewunderte diese Wagnisse, obgleich sie ihm, da er keine besondere Bedeutung in ihnen zu finden wußte, wunderlich und seltsam dünkten. „Ja," sagte er manchmal zu sich, „wenn ein Men-

schenleben dadurch gerettet werden oder wenn man durch eine solche That jemanden eine Freude machen könnte, dann versuchte ich es wohl auch und wagte meinen Schwindel dran!" Sein höchster Wunsch war, einmal Dorfschulmeister zu werden, unter Kindern sein Leben hinzubringen und Gutes zu verbreiten nach seinen Kräften. Aber er hatte nicht den Muth, dem Pfarrer, der allein ihm hätte dazu verhelfen können, seinen Wunsch zu entdecken. Da überraschte ihn eines Tages sein Wohlthäter, dem es in die Augen fiel, daß Stäubi zum Landmanne verdorben sey, mit dem Vorschlage, auf seine Empfehlung nach Hofwyl zu gehn und sich dort in der Unterrichtsanstalt für Dorfschulmeister zum Lehrer zu bilden. Stäubi wäre in seinem Entzücken dem Pfarrer beinahe zu Füßen gefallen. Er gestand ihm nun, was er bisher blöde wie ein Geheimniß bewahrt hatte, er wüßte seinem Danke kaum Worte zu geben. Als nach mehrern Jahren Stäubi von Hofwyl zurückkehrte, lebte der Pfarrer noch in einem hohen Alter. Er fand den jungen Mann zu einem tüchtigen Lehrer gereift, ganz wie er es wünschte, und verschaffte ihm die eben erledigte Schulmeisterstelle von Brienz. Bald darauf starb er. Stäubi war nun an dem Ziele, über das er nicht hinaus wollte. Seine Gefühle, sein ganzes inneres Wesen hatte während des Aufenthaltes in Hofwyl eine Richtung bekommen, die seinem natürlichen Berufe voll-

kommen zu entsprechen schien. Musik und Dichtkunst erfüllten ganz seine Seele. Freilich ergriff ihn der mächtige Ton, die vollstimmige Kraft der Orgel, die er nun auch beim Gottesdienste zu spielen hatte, allgewaltig, aber im Gesange, in dem Vereine mehrerer menschlichen Stimmen zu einem Ganzen, fand er seine höchste Lust. Seit langer Zeit war es schon Sitte in Brienz, daß die schönsten Mädchen des Ortes den fremden Reisenden als Schifferinnen auf dem See dienten und die Zeit der Schiffahrt, die gewöhnlich zum allbewunderten Gießbach führte, mit vierstimmigem Gesang verkürzten. Sie waren dazu immer von dem Schulmeister in Brienz eingeübt worden. Stäubi fand keinen Gefallen an diesem Gebrauche, er nährte in den Mädchen nur Eitelkeit und Gefallsucht, allein es war unmöglich ihn abzuschaffen, da weder die Eltern, noch die Mädchen die Vortheile, die daraus für sie entstanden, missen wollten. Er beschloß nun die allgemein herrschende Liebe zum Gesange für einen bessern Zweck zu benutzen. In dem Häuschen am Gießbache, wo die Kinder aus Brienz und die aus den Umgebungen des Sees zu ihm in die Schule kamen, wurde jetzt der Volksgesang zu einem Gegenstande des eifrigsten Unterrichtes. Die Begeisterung, in welcher Stäubi für die Musik lebte, theilte sich seinen Schülern mit und es kam nun bald dahin, daß der liebliche Kindergesang die Fremden vom Gießbache in die Wohnung des

Schulmeisters lockte. Von hier entfernte sich keiner der Reisenden, ohne ein Geschenk zu hinterlassen, welches eine Büchse aufnahm, deren Inhalt am Ende jeder Woche zur Unterstützung der Armen und Kranken in der Gemeinde von Stäubi vertheilt wurde. So machte sich Stäubi um die Armuth verdient und wurde in der ganzen Gegend geliebt und geachtet. Er war dabei ein guter Sohn, der den alten Vater sorglich verpflegte und sich kindlich seinem Willen, seinen oft herben Launen unterwarf. Der Vater hatte in der Schweizergarde des unglücklichen Ludwig des Sechzehnten gedient und war einer der Wenigen, die den blutigen Metzeleien der Revolution entgangen waren. Er besaß noch immer manche Gewohnheiten aus seinem frühern Militärstande und verlangte von seinem Sohne eine Subordination, wie er sie selbst gegen seine Vorgesetzten hatte üben müssen. In seinem friedlichen Glücke, bei seiner beneidenswerthen Gemüthsanlage, sich in Alles freudig zu schicken, wurde der junge Stäubi nur durch eine Sache ein wenig gestört und zerstreut. Unter allen seinen Schülerinnen hatte noch keine so ausgezeichnete Geistesgaben, eine so reine Seele und ein so empfindungsvolles Herz entfaltet, wie Röseli. Er wurde dem Kinde bald sehr gewogen, hütete sich aber sehr, es zu zeigen, um keinen Neid unter den andern zu erregen. Sie konnte die Schule nicht regelmäßig besuchen und da

fehlte ihm dann immer etwas; er hatte Mühe seine Gedanken zusammenzuhalten, wenn Röseli nicht da war. Sie zählte jetzt vierzehn Jahre, er sechs und zwanzig. Zu den Bedürftigen, welchen die Spenden der Fremdenbüchse zu Gute kamen, gehörte auch Röseli's kränkliche Mutter. In Stäubi's Beruf lag es also, von Zeit zu Zeit bei ihr am Krankenbette zu erscheinen, und da hatte er dann Gelegenheit Röseli's häuslichen Fleiß, ihre innige Liebe zu der Mutter, ihre treue Pflege wahrzunehmen. Er fand bei dem Mädchen Alles so, wie er dachte, daß es seyn müsse, und konnte seiner Rührung kaum Herr bleiben, als sie, sechszehn Jahre alt, die Schule verließ und selbst unter Thränen von ihm Abschied nahm. Er ging nun noch öfter in das Haus der Kranken als früher. Ohne daß von Röseli oder Stäubi ein Wort der Liebe gesprochen worden, bildete sich unter beiden ein trauliches Verhältniß. Sie war das einzige Wesen auf der Welt, dem er die Lieder mittheilte, die er selbst zu dichten und in Musik zu setzen gewagt hatte. Bald sang sie diese ihm nach und Stäubi war überglücklich, sie aus der still Geliebten Munde zu hören. Er dachte wohl manchmal an's Heirathen, aber ohne die Einwilligung des Vaters durfte so etwas nicht unternommen werden und er hatte den Muth nicht, sich diesem zu entdecken. Auch reichte sein spärlicher Erwerb wohl für ihn und den Vater hin, doch nicht für

einen größern Haushalt, für eine Familie. Da war er nun auch zufrieden mit dem Glücke, das ihm schon das Schicksal gewährt hatte, mit der Freude Röseli manchmal zu sehen und zu sprechen und recht viel an sie zu denken. Als Sanct Jacobsfest sich näherte, trieb es ihn unwiderstehlich an, dem Röseli zu Ehren etwas Großes zu unternehmen. Bei seiner Scheu vor den Gefahren des Bergersteigens, konnte ihm nichts gewaltiger erscheinen, als auf einem Felsengipfel, der bis jetzt am Festabende unerleuchtet geblieben, ein Ehren- und Freudenfeuer anzuzünden. Er sagte niemand etwas von diesem Entschlusse, der ihn mit Freudigkeit und Bangniß erfüllte. Er hatte ihn, wie wir wissen, glücklich ausgeführt und harrte nun mit Ungeduld des Augenblicks, in dem er sich dem Röseli als Anstifter des kühnen Werkes nennen konnte.

Auf der Bank vor dem Hause, wo er sich nach seiner Rückkehr niedergelassen hatte, ging die Vergangenheit in freudigen Bildern an seinem Geiste vorüber. Es dünkte ihn, als habe der Himmel doch schon gar zu viel Gutes an ihm gethan und als sey es nicht möglich, daß er ihm gebührend dafür danken könne. Er mußte, wie er es nannte, einen Vers machen, denn in seiner Seele wogte es auf und nieder in melodischen Rythmen, die nach Worten verlangten, um in's Leben zu treten. Er sah lächelnd hinab auf den See, mit dessen Wellen jetzt auch die Strahlen der

höher steigenden Sonne spielten und sagte, nachdem er sich besorgt umgesehen hatte, ob er auch von niemand belauscht würde, laut vor sich hin:

Lieber Gott wie dank' ich dir
Alle deine Güte?
Täglich kommt sie neu zu mir,
Eine junge Blüthe.
Frühling ist es immerdar
Dann in meinem Herzen,
Und es brennen wunderbar
Drinnen Freudenkerzen.
Seht, da ist im kleinen Raum
Herrliches verbunden:
Reich geschmückter Weihnachtsbaum,
Holde Frühlingsstunden!

Er sagte das Liedchen noch einmal bedächtig und mit dem Bemühen, es seinem Gedächtnisse einzuprägen, her. Dann sang er es laut nach einer Melodie, welche er im Augenblicke ersann. Mit Dichtung und Weise war er zufrieden, rasch nahm er seine Schreibtafel zur Hand, um Beides niederzuzeichnen, und freute sich schon auf den Abend, wo Röseli mit dem neuen Liede überrascht werden sollte. Er war im Begriffe, es wiederholt zu übersehen, um etwaige Fehler zu verbessern, als plötzlich eine starke Stimme hinter seinem Rücken sich in militärischem Commandoton mit dem Anrufe: „Nikolaus Stäubi!" vernehmen ließ.

„Hier!" antwortete der Dichter, sprang rasch

auf und machte, nachdem er das Papier eilig in seinem Kleide verborgen, in einer möglichst richtigen kriegerischen Haltung Front gegen den Vater, der im offenen Fenster des Schulhauses erschienen war. Der alte Mann trug sein Haupt noch ungebeugt. Seine Stirn ging in eine weite Glatze über, die er jeden Morgen mit weißem Puder bedeckte, so wie die zwei großen Haarlocken, welche ihm zu beiden Seiten des Kopfes übrig geblieben waren. In allem was er that, waltete noch der alte militärische Geist, der ihm aus den Tagen seiner Jugend treu geblieben war. Er lebte mehr in seinen Erinnerungen, als in der Gegenwart. Morgens stand er noch immer zu derselben Stunde auf, wie einst in der Caserne der Schweizergarde zu Versailles, reinigte seine Kleider, die einen militärischen Zuschnitt haben mußten und pfiff dazu regelmäßig die Melodie eines alten französischen Nationalliedes, des Vive Henri IV. oder des Marlborough s'en va-t-en guerre, das aus jener Zeit in sein Gedächtniß herüberhallte. Der Sohn wurde zum Apell gerufen und war schon als Knabe angehalten worden, sich militärisch zu melden. In die Sorge der Haushaltung theilten sich, nach des Greises strengem Willen, die beiden Männer wochenweise, was er mit großer Behaglichkeit „Menage machen" nannte. Er war noch rüstig und stark, er konnte mehrere Stunden Weges zurücklegen, ohne eine bedeutende Ermüdung zu empfin-

den. Auf seinen weitern Commandoruf: „Marsch! Herein!“ begab sich der Sohn in die Hütte. Der Alte befragte ihn nicht wegen seiner Abwesenheit, sondern ging gleich zu den Geschäften des Tages über. Es war ihm lieb, daß der Sohn, dessen ganzes Wesen ihm zu weich und unmännlich dünkte, einmal Etwas aus eigenem Antriebe, mit selbstständiger Kraft unternommen und ausgeführt hatte.

Bald kamen die Schulkinder und der junge Stäubi gestand sich gern, daß es ihm doch nirgends wohler um's Herz sey, als in seiner sonnebeglänzten Stube mitten unter den frohen Kindergesichtern, von ihrem herzerhebenden Chorgesange umtönt. Er war heute noch freundlicher, als gewöhnlich, gegen die Kinder. Nur ein unangenehmer Gedanke trübte von Zeit zu Zeit seine Heiterkeit. Heute war auch gerade der Tag, an welchem wöchentlich die Sängerinnen aus Brienz das Schulhaus besuchten, um sich unter seiner Leitung zu üben. An dieses Geschäft ging er, wie wir wissen, immer mit Widerwillen, ob er es gleich ebenso treu und gewissenhaft betrieb, als wenn es seiner Neigung entsprochen hätte. Die Mädchen erschienen auch zur bestimmten Stunde und unter ihnen zu seinem Erstaunen Hanna. Sie hatte die Blicke zur Erde niedergeschlagen, wie jemand, der sich wohl seines Unrechts bewußt ist und erwiederte seinen Gruß mit einem gewissen Trotze. Hanna war ohne Zweifel das schönste

Mädchen des Dorfes. Sie besaß eine hohe und schlanke Gestalt, ein regelmäßig gebildetes Antlitz, starkes blondes Haar und so schöne blaue Augen, wie sie fast nur bei den Mädchen und Frauen des Berner Oberlandes gefunden werden. Auch war sie von der Natur mit einer herrlichen Stimme zum Gesange begabt, die sie früher fleißig gebildet, nachher aber unter den Beschäftigungen des gewöhnlichen Lebens einigermaßen vernachlässigt hatte. Sie war einst Stäubi's Schülerin gewesen. Als sie die Schule verließ, hatte sie dem Lehrer gelobt, nie an der Betriebsamkeit der Sängerinnen auf dem See Theil zu nehmen. Bis jetzt war sie dem gegebenen Worte treu geblieben, nun aber veränderte sie mit einemmale ihr Benehmen und Stäubi sah ein, daß irgend eine wichtige Ursache sie umgestimmt haben müsse. Er konnte sich nicht enthalten, ihr, ungehört von den Andern, den Wortbruch vorzuwerfen und sie zu fragen: warum sie nicht dem Beispiele Röseli's folge, mit der sie doch bisher immer in Uebereinstimmung gehandelt habe?

„Röseli mag thun, was sie will," antwortete da schnippisch das Mädchen, „und ich thue, was mir gut dünkt! Keinem habe ich Rechenschaft zu geben, als meinem Oheim. Der ist es zufrieden, daß ich auf dem See fahre und vor den Fremden singe. Er läßt euch grüßen und bittet euch, mich in den Liedern einzuüben, die jetzt gerade im Gange sind."

Stäubi konnte nichts dagegen einwenden, aber die veränderte Gesinnung des Mädchens betrübte ihn sehr. Kannte er sie doch als Röseli's beste Freundin, war er doch, aus eben diesem Grunde, ihr zugethan und um ihr Wohlergehen besorgt! Er hatte sie lange nicht singen hören und fand nun, daß ihre Stimme an Wohllaut und Stärke sehr gewonnen hatte. Ihr Bestreben, es im Singen der Lieder, die sie jetzt neu einlernen mußte, recht bald den andern Mädchen gleich zu thun, war unverkennbar. Einzelne Stellen gelangen ihr auch gleich zum erstenmale so gut, daß Stäubi fast seines Unwillens vergessen und sie laut gelobt hätte. Als sie ging, gab er ihr aber keinen Gruß an Röseli mit; es schien ihm, als könnten nun die Mädchen keine Freundinnen mehr seyn, als habe Hanna, wie von ihrem Versprechen, so auch von Röseli sich losgesagt.

Und in der That war es auch nicht viel anders! Der Besuch bei der klugen Frau, zu dem Hanna ihre Freundin am gestrigen Abende überredet, hatte ihrem Gemüth, ihrer Denkungsart eine ganz andere Richtung gegeben. Sie war früher dem Röseli innig ergeben gewesen, weil sie in ihrer beiderseitigen Armuth, in den Entbehrungen und Mühen, die sie zu tragen hatten, eine Uebereinstimmung fand. Wie sehr sie sich im Innern unterschieden dadurch, daß Röseli mit ihrem Schicksale zufrieden war und sich geduldig

der Nothwendigkeit unterwarf, indem Hanna beständig gegen diese murrte und es so gut haben wollte, wie die Töchter der Reichen im Orte, wurde von ihr nicht beachtet. Die Sprüche der Wahrsagerin hatten mit einemmale ihr Herz von Röseli abgewendet und es mit bitterm Neide erfüllt. Diese sollte Glück und Freude finden auf allen ihren Wegen, ohne darnach zu streben, während ihr bei allem Suchen und Mühen nur vereitelte Hoffnungen, unerfüllte Wünsche bleiben würden! Eine weite Kluft eröffnete sich zwischen beiden Mädchen. Hanna suchte sich in dem Gedanken zu befestigen, daß der Mensch, wenn er nur recht kräftig wolle und die rechten Mittel wähle, der Bestimmung des Schicksals entgegenwirken und solche Prophezeihungen, wie sie aus dem Munde der klugen Frau gegangen, zu nichte machen könne. Sie wußte, daß sie schön sey, ihre Stimme war früher von Stäubi sehr gelobt worden: warum sollte sie nun nicht ihr Glück auf dem Wege suchen, auf welchem es bereits andere Mädchen aus Brienz gefunden? Hatte nicht eine der singenden Schifferinnen schon ein reicher deutscher Kaufmann, eine andere ein englischer Lord, eine dritte der wohlhabende Wirth in Grindelwald geheirathet? Durfte Röseli, die in der Verkündigung der Wahrsagerin so gut bedacht worden war, bei ihrem eingezogenen Leben, in ihrem stillen, häuslichen Wirken je ein solches Glück hoffen? Schon in der Frühe des Morgens entdeckte

Hanna dem Oheim ihren Wunsch. Dieser gewährte ihn gern unter Bedingungen, die seinem persönlichen Vortheile entsprachen. Die erste unangenehme Zusammenkunft mit dem ehemaligen Lehrer war nun auch vorüber und Hanna sah freudig in eine Zukunft, in welcher das Glück ihr unter den mannichfaltigsten Gestalten erschien. Als sie mit den übrigen Mädchen, die nicht genug die Freundlichkeit der Reisenden, die ansehnlichen Geschenke aus ihren Händen rühmen konnten, über den See zurückgefahren war und das Ufer zunächst dem Dorfe betreten hatte, sah sie die sogenannte kluge Frau hinter einer Hecke hervor, gerade auf die Schaar der Mädchen zukommen. „Die Kräuter-Kätty!" flüsterten diese, die sie alle kannten und große Scheu vor ihrem Wissen trugen, einander zu. Jede von ihnen suchte nach einer Münze, um sie ihr im Vorübergehen in die Hand zu drücken. Nur Hanna wandte trotzig das Köpfchen ab. Sie konnte der Wahrsagerin nicht verzeihen, daß sie ihr einen so bösen, gewiß unwahren Bescheid gegeben hatte. Da raunte ihr die Alte, indem sie dicht an ihr vorüberhuschte, noch einmal zu: „Was du suchst, das fliehet dich; hast du's endlich, freut dich's nicht!" Der häßliche Spruch grub sich immer tiefer in Hanna's Gedächtniß, aber mit ihm auch der hartnäckige Vorsatz, seiner Bedeutung mit allen Kräften entgegen zu wirken, der Widerwille gegen das begünstigte Röseli. Mit einem höhnenden

Lächeln sah sie der Wahrsagerin nach, aber es fuhr doch ein unwillkührlicher Schauder durch ihre Glieder. als sie jene mit finsterm Antlitze, die Hand drohend gegen sie erhoben, erblickte.

Röseli, die gewohnt war, daß Hanna täglich wenigstens einmal sie flüchtig besuchte, wartete bis zum Abende vergeblich auf die Freundin. Die Mutter war heute besonders leidend gewesen und hatte des Kindes Pflege noch mehr bedurft, wie gewöhnlich. Endlich kam Stäubi und theilte dem Mädchen die große und plötzliche Sinnesänderung Hanna's mit. Da fiel dem Röseli gleich die Begebenheit vom gestrigen Abende ein und eine dunkle Ahnung sagte ihr, was wohl Hanna zu diesem Schritte bewogen haben könne. Sie erinnerte sich des kalten Abschiedes und schwer trat ihr der Gedanke an's Herz, daß sie die Freundin nun verloren habe für immer und daß diese ihren eignen Weg wandeln wolle, der von dem ihrigen getrennt sey. Sie wurde still und traurig. Das beängstigte den guten Stäubi sehr, der nun alle ersinnliche Mittel aufbot, sie zu erheitern. Er erzählte ihr seine Bergfahrt, er berichtete, wie er alle Gefahren, die er sich so groß vorgestellt, leichtlich überwunden, wie er dann endlich den Gipfel des Rothhorns erreicht, mühsam auf dem nackten Felsen Holz zusammengeschleppt, aus einzelnen Stücken ihr zu Ehren ein großes R gebildet und dieses, nachdem er es hoch aufgerichtet, in

Flammen gesetzt. Freudig hatte er dann hinabgeschaut auf die niedrigern Gipfel, deren Feuer zu seinen Füßen brannten, auf die Feuer in der Tiefe, die das Ufer des Sees bekränzten, und auf die fern herüberschimmernden Lichter von Brienz: „Röseli," setzte er in einem belebtern Tone hinzu, „du kannst es dir nicht denken, wie wohl es mir war auf dem mächtigen Berggipfel. Jeder Odemzug der herrlichen Luft erkräftigte mich, als wenn ich Wein tränke und der Gedanke, daß du gewiß mein Feuer sehen müßtest, ohne zu ahnen, von welchem Wagehals es käme, machte mich so lustig, wie einen hungerigen Knaben ein Stück Kirchweihkuchen. Das war eine rechte Sanct Jacobsfeier dort oben! Die Sternlein so hell und nahe, als gehörten sie zu dem einsamen Menschen, der empor gestiegen war und wollten ihm freundlich Gesellschaft leisten, das Himmelsgewölbe so dunkel und dennoch so traulich, als sey es seine rechte Heimath. Ich dachte immer an dich und wünschte dich zu mir;" sagte er leiser, indem er einen forschenden Blick nach dem Lager warf, auf dem die kränkliche Frau ruhte. „Es hätte dir gewiß gefallen auf dem Rothhorn und der Himmel und die Sterne hätten dich mit einer ebenso innigen Freude erfüllt, wie mich." Die That, durch welche Stäubi seine Neigung zu dem Mädchen erwiesen hatte, sprach beredter, als alle Worte es hätten thun können. Sie war das erste Geständniß seiner Liebe und Rö-

seli begriff dieses so wohl, daß ihr das Blut beklemmend zu Herzen stieg und sie erst nach einigen Minuten der Stille Worte finden konnte, ihm Vorwürfe über ein Unternehmen zu machen, bei dem ihn ein Unheil hätte treffen können und dessen tiefere Bedeutung doch so wohlthuend in ihr Herz drang. Die beiden jungen Leute sprachen nun flüsternd weiter mit einander, wie sie gewöhnlich zu thun pflegten, um die Mutter nicht etwa in einem erquickenden Schlummer zu stören. Stäubi las dem Mädchen den Vers vor, den er am Morgen gemacht hatte und summte dann die gefällige, bald von ihr begriffene Melodie. „Ich kann mir gar nicht erklären," sagte sie, „wie eines Menschen Geist so Liebes und Herrliches ersinnen kann. Es ist mir neu und dennoch dem Herzen so vertraut, als habe es immer mit den Empfindungen gelebt, die Wort und Gesang in sich tragen. So geht es mir auch mit den Liedern im Gesangbuche. Wenn ich darin lese, so ist es mir oft, als thue sich mir eine himmlische Offenbarung auf, die mir Ruhe und Vertrauen in's Herz senkt." — „Du hast Recht, Röseli!" erwiederte versichernd Stäubi. „Der Mensch kann nicht stolz seyn auf die hohe Gesangesgabe, denn er ist nur das Werkzeug einer himmlischen Offenbarung, die sie ihn üben läßt. Sie kommt auch über ihn, ohne daß er weiß wie. Das Rauschen des Wassers, das Flüstern des Windes, die bunte Pracht der Blumen,

der weite Himmel mit seiner Sonne und seinen Sternen ergreifen ihn gewaltig und er muß nun in Worten und Tönen wiedergeben, was sie in Gefühlen ihm verkündigten. Es wird dann immer ganz still um mich, einsam und leer. Aber in der Brust leuchtet eine weit herrlichere Sonne, als wie die selbst am Himmel ist, in meiner Seele wogt und wallt es in Gesängen und ohne daß ich dabei viel nachzudenken habe, spricht und klingt es aus mir heraus. Deßhalb kann ich mir auch nicht verwehren, das, was so in meinen Mund und auf das Papier gekommen ist, mit einer ehrerbietigen Scheu anzusehen. Es ist nicht mein, nicht des schwachen Menschen Werk. Wahrhaftig, Röseli, ich bin nicht stolz darauf, ich nehme es in Demuth hin, als ein Geschenk von oben, das mich selbst besser machen, das mein Thun und Lassen regieren soll!" — Sie flüsterten noch lange, bis endlich die Stunde kam, wo sich Stäubi nach Hause zu begeben pflegte. Er schlich auf den Zehen nach der Thüre, er öffnete diese leise, um hinaus zu schlüpfen, da die Mutter gewöhnlich um diese Zeit schlief und ihr Schlummer ein sehr unruhiger, leicht zu störender war. Diesesmal aber hätte es einer solchen Vorsicht nicht bedurft. Die Frau richtete sich munter von ihrem Lager auf und rief ihm ein recht verständliches: „Gute Nacht, Herr Stäubi!" nach. Es lag etwas in dem Tone dieser Worte, das den Schullehrer betroffen machte. Stammelnd erwiederte

er den Gruß, indem er das Zimmer verließ und einen forschenden Blick auf die Kranke warf, die eben dem Röseli winkte, an ihre Seite zu kommen. „Kind,“ sagte die Mutter und ergriff mit der heißen, fieberhaften Hand Röseli's Rechte, „es thut kein gut zwischen dir und dem Stäubi. Wenn ihr oft glaubtet, ich schliefe, da habe ich gewacht und euer vertrauliches Flüstern vernommen, euer inniges Zusammenthun gesehen. Was soll daraus werden, Röseli? Stäubi ist ein braver Mann, ein guter Sohn und ich habe ihm so Vieles zu verdanken, was er an mir armen, kranken Frau gethan hat, aber eben deswegen darf ich sein Unglück nicht wollen. Zittere nicht, Röseli, und nimm wohl zu Herzen was ich dir sage! Ja, Kind, es wäre sein und dein Unglück, wenn ihr die Gemüther einander in Liebe zugewendet hättet und eins auf das andere sähe, wie auf seinen künftigen Lebensgefährten! Ihr könnt nimmer ein Paar werden, denn du bist arm und er ist arm und aus der Armuth entspringt das größte Elend.“ Ihre Stimme war zuletzt zitternd und schwach geworden, jetzt verstummte sie. Röseli wagte nicht, die Blicke aufzuschlagen. Während die Mutter, von traurigen Erinnerungen aus ihrer Ehe ergriffen, leise weinte, wurde dem Mädchen das eigene Innere klar und sie erkannte jetzt zum erstenmale deutlich die Wünsche und Hoffnungen, die bis jetzt nur ahnungsvoll in ihrem Herzen geschlummert hatten. „Glaube mir,

Röseli," hob die Kranke aufs neue an, „daß die Armuth der größte Feind des ehelichen Friedens ist. Habe ich es denn nicht erfahren durch schwere Prüfungen? Dein Vater und ich, wir waren jung und fröhlich, als wir einander heiratheten, wir glaubten Alles zwingen zu können durch unsere Liebe. Da kamen schlimme, kriegerische Zeiten, dann Mißwachs und theure Jahre. Dein Vater wurde mürrisch, muthlos und dabei doch wild und heftig. Es dünkte ihm unerträglich, daß er es mir nicht so gut schaffen konnte, wie es andere Weiber hatten und vor dem Gedanken, daß du einmal fremden Leuten dienstbar seyn müßtest, wußte er sich gar nicht zu helfen. Bei seinem trüben Sinne kam unser Hauswesen immer mehr in Verfall. Er härmte sich ab, er wurde elend aus Liebe zu dir und mir. Wie oft habe ich mir da nicht im Stillen Vorwürfe gemacht, daß ich als ein armes Mädchen ihn genommen hatte, da er doch gewiß eine Reiche hätte bekommen können, die ihm dieses Ungemach erspart hätte. Er konnte endlich die immer zunehmende Armuth in unserm Hause nicht mehr ertragen. Oft hatte er schon Worte fallen lassen, daß mancher Mensch sein Glück in der Fremde gemacht und nach vielen Jahren zurückgekommen sey und den Seinigen Freude und Reichthum in Fülle heimgebracht habe. An diesem Gedanken schien er nun fest zu hängen. Bald sprach er von nichts anderem, als von der Fremde und

welcher Reichthum dort zu holen sey. Da war er eines Tages fort und ich konnte nicht anders denken, als daß er seinen Hoffnungen und Wünschen nachgegangen sey. Seitdem habe ich nichts von ihm gesehen und gehört, aber das weiß ich, daß Armuth der schlimmste Fluch ist, der den Menschen auf Erden verfolgt. Ich kann es mir noch nicht verzeihen, daß ich ihn auf deines Vaters Haupt gerufen habe und um alle Schätze der Welt möchte ich nicht, daß dein Gemüth mit solchem Kummer beladen würde, wie es das meinige ist. Nein, Röseli, trage deine Armuth und alles Elend, was von ihr kommt, allein, du behältst dann doch dein Herz und Gewissen frei!" —

Es schien dem Röseli, als wäre Manches gegen die Reden der Mutter einzuwenden. Sie glaubte den Stäubi genug zu kennen, um überzeugt zu seyn, daß er bei seiner Ergebenheit in den Willen Gottes, bei seiner Geduld und Demuth auch Entbehrungen zu ertragen wisse, ohne darunter sehr zu leiden, daß jene Heftigkeit, die ihren Vater zu einem verzweiflungsvollen Schritte getrieben habe, nie sein Gemüth ergreifen könne. Aber sie kannte auch ihre Mutter. Sie wußte, daß der Wahn, durch ihre Armuth das Unglück ihres Ehestandes, die Entfernung ihres Mannes veranlaßt zu haben, unerschütterlich in ihrem Innern stand und die Quelle war, aus der ihre Kränklichkeit stete Nahrung schöpfte. Sie würde sie betrübt,

sie würde ihre Besorgniß vermehrt haben, wenn sie irgend etwas gesagt hätte, das den Ansichten der melancholischen Frau entgegen gewesen wäre. Seufzend verschloß sie die Empfindungen, die heute so verschiedenartig und zum erstenmale sie bedrängten, in ihr Inneres und nahm sich vor, als ein gutes Kind dem Willen der Mutter sich zu unterwerfen. Sie trocknete die Thränen der Kranken, sie bat sie, sich zu beruhigen, sie versicherte, nie etwas ohne ihr Wissen und ihren Rath unternehmen zu wollen. „Ich will nur dein Unglück nicht, Röseli!“ hob die Mutter auf's neue an. „Und dann haben wir noch Eins zu bedenken! Dein Vater ist in der Fremde, wir wissen nicht in welchem Lande, in welcher Stadt. Aber du mußt ihn deshalb doch ehren und alle Pflichten gegen ihn erfüllen als eine rechtschaffene Tochter. Wie könntest du an eine Heirath mit Stäubi oder einen andern denken, ohne deines Vaters Zustimmung? Ach, Röseli, es wäre eine schwere Sünde, wenn wir annehmen wollten, daß er gestorben wäre und daß wir nun Freiheit hätten, zu thun was wir wollten! Er ist auch nicht todt. Nein, nein, Röseli! Ich fühle es in mir, daß er noch lebt, daß er einst wiederkehren wird und wir ihm dann Rechenschaft zu geben haben von unserm Wandel.“

Sie schwieg und Röseli blieb ihrem Nachdenken überlassen. Der heutige Tag war der bedeutungsvollste

ihres Lebens. Sie hatte die Freundin der Kindheit verloren, sie hatte die Neigung Stäubi's und ihre eigene erkannt, sie hatte sich in die Entsagung gefügt, welche die Mutter von ihr verlangt. Es wurde ihr, während sie aus den tiefen Odemzügen der Mutter vernahm, daß diese eingeschlafen war, ganz still und traurig um's Herz. Sie kam sich so allein und vereinsamt vor, als stehe sie auf einer wüsten Insel und nirgends zeige sich eine Hülfe, eine Erlösung. Leise ging sie zum Fenster, das nach dem See hin gelegen war. In Stäubi's Wohnung brannte Licht. Sie sah mit Wehmuth hinüber. Es war ihr, als nehme sie jetzt Abschied von dem Freunde für immerdar. Sie wachte noch bis spät in die Nacht hinein und als sie endlich entschlummerte, war es mit einem Gebete um die glückliche Wiederkehr des Vaters.

Hanna schritt mit Festigkeit auf der einmal betretenen Bahn fort. Sie hatte ihr Ziel wohl in's Auge gefaßt, sie wollte es erreichen um jeden Preis. Bald übertraf sie im Singen der Lieder, die bei den Schifferinnen von Brienz gebräuchlich waren, alle ihre Gefährtinnen. Ihr Stolz, ihre Eitelkeit fanden in den Lobsprüchen der Fremden reichliche Nahrung, sie erkannte mit innerer Zufriedenheit, daß man ihre Schönheit bewundere, daß die Wirthe in Brienz und die

Führer der Reisenden, um sich diesen gefällig zu erzeigen, vorzugsweise immer sie zu den Schiffahrten auf dem See verlangten. Dabei fielen reichliche Geschenke ab, die sie dazu anwandte, sich zierlich zu kleiden und den Reiz der ohnehin begünstigenden Landestracht durch manches Prunkstück zu erhöhen. Auch ihr Verhältniß im Hause des Oheims hatte sich gänzlich verändert. Dieser war ein leichtsinniger, genußsüchtiger Mann, der früher, als ihm die Erhaltung der Nichte eine Last gedünkt, sie ihre Abhängigkeit von ihm hatte schwer empfinden lassen, nun aber, bei der Theilnahme an ihrem Gewinne durch den Verkehr mit den Fremden, Alles aufbot, sich ihr freundlich und wohlwollend zu erweisen. Er konnte jetzt nach Willkühr seinen ungeregelten Neigungen nachgehen, besuchte täglich das Wirthshaus und war hier unerschöpflich im Lobe Hanna's. Eine natürliche Folge dieses Benehmens und des Glücks, welches dem Mädchen besonders zu lächeln schien, war, daß sie von vielen der Dorfbewohnerinnen beneidet und gehaßt wurde. Diese feindlichen Gesinnungen wurden nicht blos still im Innern gehegt. Die nachtheiligsten Gerüchte über Hanna's Betragen gegen die Reisenden kamen bald in Umlauf. Man sprach von ihrer allzu großen Vertraulichkeit mit diesen, von Gefälligkeiten, die es leicht erklärlich machten, warum Hanna den übrigen Sängerinnen vorgezogen wurde. Zu ihren Ohren drangen diese Gerüchte nur unvollkom-

men und wenn die Mädchen, mit denen sie den See befuhr, durch leichte Anspielungen, durch spöttische Gebehrden sie zu ärgern suchten, so fand sie darin nur eine vermehrte Gewißheit von dem Gelingen ihrer Absichten. Sie erkannte, daß der Neid diesen Aeußerungen zum Grunde liege; allein wo der Neid sich erhob, da mußten diesem auch beneidenswerthe Vorzüge entgegen treten. Röseli hatte sie seit dem Sanct Jacobsabende nur selten, flüchtig und in der Ferne gesehen. Sie scheute sich, mit ihr zusammen zu kommen. Mußte sie nicht erwarten, von der Jugendfreundin getadelt, von ihr an so manche Vorsätze erinnert zu werden, die mit ihrem jetzigen Wandel im Widerspruche standen? Und dann der Vorzug, den das Glück der Röseli vor ihr gewähren sollte? Den konnte sie ihr nicht verzeihen und als sie eines Tages nothgedrungen an ihrer Wohnung vorübergehen mußte und sie die ehemalige Freundin hinter dem Fenster mit niedergeschlagenen Augen, mit trauriger Miene und, wie es ihr schien, mit abgehärmter Wange erblickte, da regte sich in ihr eine häßliche Schadenfreude und sie dachte: mir geht es gut und ihr geht es schlecht, ihr ist Glück prophezeiht worden und sie hat Unglück; da wird nun auch gewiß das Uebel, das mir werden soll, zum Guten ausschlagen und es wird sich zeigen, wie Alles, was die alte Hexe gesagt hat, nur Lug und Trug gewesen ist.

Röseli befand sich in der That in einer sehr

trüben Gemüthsstimmung. Ihre Mutter hatte ein Gespräch unter vier Augen mit Stäubi gehabt und seitdem war der Schullehrer nicht wieder in ihr Haus gekommen. Er schickte die Unterstützungen, welche auf den Antheil der Kranken aus der Fremdenbüchse im Schulhause fielen, durch einen vertrauten Boten, aber er selbst machte, wenn er im Dorfe zu thun hatte, lieber einen ansehnlichen Umweg, als daß er der Wohnung Röseli's nahe gekommen wäre. Jetzt erst fühlte sie, wie sehr Stäubi ihrem Herzen theuer sey, wie seine Gegenwart Freude in ihr dürftiges Haus, Frieden in ihre Seele gebracht habe. Sie verbarg diese Empfindungen vor der Mutter, sie blieb die treue Pflegerin, die Dulderin der Launen, die tröstende Genossin bei der klagenden Mutter. Oft wandte sie sich ab von dieser und wischte eine Thräne aus dem Auge, die sich unwillkührlich hineingedrängt hatte, gleich darauf aber zeigte sie der Kranken auch wieder ein heiteres Gesicht und ließ diese nicht merken, was in ihrem Herzen vorging.

Und Stäubi? — Er war ein ganz anderer Mensch geworden. Er ging träumerisch umher, er war zerstreut in seinem Unterrichte, er überhörte so oft die gewohnten Commandoworte des Vaters, daß dieser endlich die Geduld verlor und ihm eine lange, scharfe Strafrede über verletzte Subordinationspflicht hielt. Der Sohn stand ruhig vor ihm mit der

Haltung eines Soldaten, der vor seinem Chef steht; seine Gedanken aber waren fern und seine Einbildungskraft führte ihn, während der Vater einen aufmerksamen Zuhörer zu haben glaubte, in das Krankengemach von Röseli's Mutter, wo er das liebe Mädchen in seiner häuslichen Geschäftigkeit, in seiner kindlichen Sorgfalt um die Leidende erblickte. Als der Vater geendigt hatte und nun eine Antwort von dem Sohne zu erwarten schien, fuhr dieser, wie aus einem Traume, auf und sagte: „Ja, ja! Ich weiß wohl, was Ihr meint, Vater! Ich soll gehorsam seyn, weil mir: „Halt!" commandirt ist worden von Röseli's Mutter. Ich bin es auch, Ihr könnt mir es aber nicht verdenken, wenn ich von Herzen wünsche, die alte Frau möge recht bald wieder: Marsch, vorwärts!" commandiren."

„Dummes Zeug!" erwiederte unwillig der Veteran. „Ich glaube du träumst bei offenen Augen und am lichten Tage. Seit wann ist es Gebrauch, daß alte Frauen das Commando führen? Ich habe dir zu commandiren, sonst niemand, und darum rufe ich dir zu: Richt' Euch! Kopf in die Höhe! Brust heraus! Herz auf den rechten Fleck, wie es ein ehrlicher Mann haben muß!"

Der Alte verließ mit der Ueberzeugung, nicht besser und eindringlicher zu dem Sohne gesprochen haben zu können, das Haus, um seine gewohnte Morgen-

wanderung an dem Gießbache hinauf in das Gebirge anzutreten. Stäubi ging ihm schweigend einige Schritte nach vor die Thüre. Der Himmel war heiter und die herrliche Gegend lag mit allen Reizen, welche ihr der beginnende Herbst gewähren konnte, geschmückt, vor seinem Blicke da. Er fühlte, daß er sonst in einem solchen Augenblicke, einen Vers und die Melodie dazu hätte machen müssen; jetzt aber wollte die innere Sonne nicht in ihm aufgehen und die Gesänge, die ehemals bei dem Anschauen der schönen Natur in seiner Seele erwacht waren, um sich in's Leben zu schwingen, blieben schlummernd und stumm. Er ging, als die Kinder zur Schule sich einfanden, seufzend an sein Tagewerk. Nur wenn sich die frischen, lieblichen Stimmen in der Singstunde zum Chore vereinigten, wenn der Geist der Eintracht und des Friedens aus den innig verschlungenen Tönen sprach, dann kehrte auch in seine Seele, wie ein flüchtiger Sonnenblick in eine trübe Winterszeit, eine kurze Ruhe, eine nur zu bald wieder verschwindende Hoffnung ein.

Indessen war der böse Leumund, der Hanna verfolgte, auch zu Röseli's Ohren gedrungen. Das Mädchen erschrak im ersten Augenblicke sehr, bald aber war sie mit sich einig, daß die Freundin unmöglich so tief gesunken seyn könne, wie das Gerücht behauptete. Daß Hanna Stolz, Ehrgeiz und Eitelkeit besaß, wußte sie; allein sie glaubte doch auch der ehemaligen Kind-

heit- und Jugendgenossin sittliche Grundsätze hinlänglich zu kennen, um sie der Vergehungen, welche ihr die Nachrede der Dorfbewohner zur Last legte, unfähig zu halten. Dennoch beschloß sie, sich ihr zu nähern, noch einmal mit ihr zu reden, sie zu warnen und auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die auf dem Pfade, den sie schon betreten hatte, wucherten.

Mehrere Versuche Röseli's, eine Unterredung mit Hanna zu erlangen, schlugen fehl. Diese wich ihr aus, wenn sie bemerkte, daß Röseli die Absicht hatte sich ihr zu nähern und in des Oheims Wohnung mochte die gutmüthige Warnerin nicht gehen, da sie diesen als einen rohen, gewissenlosen Mann kannte, dessen Gegenwart und Widerrede ihren wohlgemeinten Plan sicherlich vereiteln würde. Eines Morgens aber schien endlich der Zufall ihren Wünschen günstig. Sie war eben im Begriff aus dem Hause des Pfarrers, bei dem sie eine Stärkung für die kranke Mutter geholt hatte, sich zu dieser zu begeben, als sie einen Nachen am Seeufer anfahren sah, in dem sich Hanna befand. Röseli hemmte sogleich ihren Schritt, ihr Herz klopfte höher, sie stand an einer Stelle, wo ihr die frühere Freundin nicht ausweichen konnte. Während der Schiffer den Kahn am Lande befestigte, lachte und scherzte sie so laut mit ihm, wie das sonst nie ihre Gewohnheit gewesen. Auch hatte sie etwas Freies und Lebhaftes in Blick und Gebehrden angenommen, das

Röseli übel auffiel und sie unwillkührlich erseufzen machte. Noch bemerkte Hanna diejenige nicht, die ihr einst so lieb gewesen war und deren Gegenwart sie jetzt unerträglich dünkte. Sie sprach, indem sie das Ufer hinanschritt, nach dem Menschen zurück, der mit dem Anketten des Nachens beschäftigt war. Röseli kannte ihn. Er nannte sich Heini Stüßi und war als der kühnste, verwegenste Bursch im ganzen Oberlande bekannt. Früher hatte er die Gemsenjagd eifrig betrieben, seit einigen Jahren aber es seinem Vortheile angemessener gefunden, die Fremden auf ihren Wanderungen und Reisen in die Gebirge als Führer zu begleiten. Den Sommer über trieb er sich nun in Interlacken am untern Theile des Sees umher, weil dort die meisten Reisenden sich einfanden, um in verschiedenen Richtungen, wie es ihr Reiseplan mit sich brachte, die Merkwürdigkeiten des Landes zu besuchen. Winters kehrte er gewöhnlich nach Brienz zurück und verpraßte hier im Spiele und Trunk das den Sommer über gewonnene Geld. Er war immer als ein Mensch von schlechten Sitten und einer bösartigen Gemüthsart bekannt gewesen; der Umgang mit den Fremden aber hatte die Rauhheit seines Betragens abgeschliffen und wenn er früher denjenigen, von welchen er keinen Vortheil hoffen durfte, grob und heftig begegnet war, so ergötzte es ihn jetzt mehr, sie durch Spott und Hohn dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Er hatte um

so weniger Ursache, sich vor den nachtheiligen Folgen seines Betragens zu scheuen, da er wegen seiner ungewöhnlichen Leibesstärke und seiner Lust zu Händeln von den jungen Männern in Brienz gemieden und gefürchtet wurde.

Die bangen Ahnungen, welche Röseli für diejenige, die sie in ihrem Herzen noch immer ihre Freundin nannte, empfand, wurden dadurch, daß sie diese in der Gesellschaft und in einem, wie es schien, sehr vertraulichen Verhältnisse, mit einem so verrufenen Menschen sah, noch vermehrt. Es war ihr unangenehm, diesen vielleicht zum Zeugen ihrer Unterredung haben zu müssen, aber der günstige Augenblick, den sie lange ersehnt, war da und kehrte, wenn sie ihn entfliehen ließ, gewiß so bald nicht wieder.

„Hanna," sagte sie mit bebender Stimme, indem sie die Hand der Angeredeten, die ihr jetzt, ohne sie zu bemerken, ganz nahe gekommen war, ergriff, „kennst du mich nicht mehr oder willst du mich nicht kennen? Meidest du mich als eine, die dir wirklich fremd geworden ist oder ist es dir darum zu thun, mich als eine Fremde anzusehn? Womit habe ich dich beleidigt, daß du so plötzlich Alles vergessen hast, was uns seit Kindesbeinen in treuer Freundschaft mit einander vereinigt, das Vertrauen, das kein Geheimniß vor der andern aufkommen ließ, die Zufriedenheit, die wir immer empfanden, wenn wir beisammen waren? O

Hanna, es war eine schöne Zeit und ich glaube, daß du jetzt bei allen reichen Geschenken, die dir werden, bei allen Schmeichelworten der Fremden, doch manchmal den stillen Frieden, in dem wir zusammen lebten, vermisset!"

„Ey, Röseli, du!" erwiederte in verlegener Ueberraschung Hanna. „Ich habe dich lange nicht gesehn und wahrhaftig! ich hätte dich kaum erkannt, so übel siehst du aus;" fügte sie schon gefaßter hinzu. „Du mußt krank seyn, oder die Stubenluft, in der du ewig bei deiner kranken Mutter dich aufhältst, setzt dir so zu. Weißt du noch, wie wir am Sanct Jacobsabend mitsammen bei der klugen Frau waren und diese dir Glück und Freude auf allen deinen Wegen prophezeihete? Da hat sie doch garstig geirrt, die Hexe, denn Gesundheit ist das größte Glück und ohne Gesundheit gibt es keine Freude."

Röseli überhörte den höhnischen Ton, in welchem Hanna diese Worte sprach, und das laute Gelächter, womit sie ihre Bemerkung begleitete.

„Ach, Hanna," versetzte sie mit sanfter, traurig er Stimme, „die Stunde, in der wir die Wahrsagerin besuchten, war die schwarze Stunde unserer Freundschaft! Damals ist Neid und Unwille gegen mich Unschuldige in dein Herz gesäet worden und du wagst jetzt dein irdisches und himmlisches Heil daran, die thörigte Rede jener Frau Lügen zu strafen. Glaube

mir, Hanna, was aus häßlichen Gefühlen entsteht, kann nie zum Guten leiten! Du hast mir ja schon so oft vertraut, vertraue mir auch dieses eine Mal. Ich warnte dich vor dem Gange zu der klugen Frau, ich sagte dir, daß wir dem Himmel die Führung unseres Schicksals überlassen und uns nicht selbst durch eine strafbare Neugierde in Versuchung bringen müßten. Du hast nicht auf mich gehört, du warst damals unzufrieden mit deiner Lage, mit dir selbst, du bestandest darauf, deine Zukunft zu wissen. Da ist denn nun noch Schlimmeres geschehen, als was ich gefürchtet. Mit dem Schritte, der uns aus der Hütte jener Frau führte, ist die Liebe zu mir aus deinem Herzen gewichen, der Neid, den du früher nicht kanntest, ist eingezogen und du bist allen guten Vorsätzen, die wir zusammen gefaßt, untreu geworden. Kehre um von dem bösen Wege, Hanna, ich beschwöre dich! Die Leute sprechen schon viel Schlimmes von dir, es ist gewiß nicht Alles oder es ist auch wohl gar nichts wahr davon, aber sonst dachte niemand daran, dir etwas Böses nachzusagen und ich war stolz darauf, daß du meine Freundin warst. Kehre um, Hanna, laß es nicht zu spät werden!"

„Das Jüngferle spricht wie ein Buch, oder wie ein Pfarrer, oder gar wie ein Schulmeister," mischte sich Heini, der indessen näher getreten war, spöttisch in die Rede. „Sie ist nicht umsonst bei dem Stäubi

im Unterrichte gewesen und ich glaube, sie hat nachher noch mehr von ihm profitirt, als in der Schule. Der kann auch den Gesang auf dem lustigen See nicht leiden und möcht' ihn all für sich allein in der dumpfen Stube behalten, damit die Reisenden ihm nur das Geld in die Armenbüchse brächten, aus der gewiß auch manches Stück in seine Tasche fällt. Vor Verfall der Sitten, vor Eitelkeit und Hochmuth warnt er, gerade wie das Jüngferle, aber die Wahrheit ist, daß er nur für seinen Säckel predigt. Kümmere sich jeder um sich und sehe wie er's treibe! Wenn sie aber wissen will, Jungfer Röseli, wer das beste Theil erwählt hat, sie oder die Hanna, so komme sie nur bei recht hellem Sonnenschein hier an den See, betrachte sie genau ihr bleiches Jammergesicht und ihre abgetragene Fähnchen im Spiegel des Wassers, denke sie dann an Hanna's frische rothe Wangen, an ihre Heiterkeit, an Geld und Putz, woran die fröhlichen Sängerinnen keinen Mangel haben, und es wird ihr wie eine schwarze Decke von den Augen fallen und sie bekommt selbst noch Lust, den Fremden eins vorzusingen nach dem Tactschlage der Ruder!"

Mit einem schallenden Spottgelächter faßte er Hanna's Hand, um mit dem Mädchen weiter zu gehen. Diese stimmte in sein Lachen ein und folgte ihm ohne Widerstreben. Röseli sah ihr traurig nach.

„Sie ist verloren!" sagte sie dann wehmüthig für

sich hin und ging, indem sie noch aus der Ferne das laute Reden und Lachen Heini's und der ehemaligen Freundin vernahm, langsam ihrer Wohnung zu.

Der Winter war gekommen und vorübergegangen, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Röseli saß fast immer an das Bett der Mutter gefesselt, da die rauhere Jahreszeit einen ungünstigen Einfluß auf die Kranke übte und sie deßhalb der kindlichen Pflege in einem höhern Grade bedurfte. Oft brachte die Kranke selbst das Gespräch auf Stäubi, dessen Gegenwart und freundlicher Zuspruch sie sonst in mancher schweren Stunde getröstet hatten, dann fielen ihr auch gleich wieder jene Besorgnisse ein und sie erneuerte ihre Bitten und Ermahnungen an Röseli, doch in ihrer Armuth jeden Gedanken an den Schullehrer aus ihrer Seele zu entfernen. Röseli suchte die Seufzer zu unterdrücken, die sich aus ihrer Brust heraufdrängen wollten; aber jeden Gedanken an Stäubi verbannen? Wie konnte sie das! Sie war ein gehorsames Kind und bemühete sich dem Verlangen der Mutter Folge zu leisten. Wenn sie nun aber recht kräftig und ernsthaft darauf dachte, den alten Lehrer vergessen zu wollen, dann eben trat seine Gestalt lebendig und wie aus dem Spiegel geschnitten vor ihren Geist, er sah sie aus den blauen Augen so treu und gutmüthig an, daß sie in der Wirklichkeit mit ihm zu seyn glaubte und die einsamen Stunden

am Krankenbette ihr bei dieser Geistesunterhaltung wie Minuten vorüberschwanden. Sie hörte den Ton seiner Stimme, sie hörte ihn von seiner kühnen Wanderung auf das Rothhorn erzählen, von der herrlichen Naturpracht, die er von dessen Gipfel geschaut. Sie wußte auch noch das Lied auswendig, das er ihr an dem Abende, wo sie zum letzten Male so still glücklich beisammen gewesen, mitgetheilt. Oft dachte sie an den „reich geschmückten Weinachtsbaum," der darin vorkam, und hätte dann laut weinen mögen. Ihren Weihnachtsbaum hatte ein rauher Wintersturm entblättert und gebrochen. Sonst war kein Christfest vorübergegangen, wo nicht Stäubi die Mutter und sie mit irgend einem kleinen Geschenke überrascht hatte. Diesesmal blieben sie einsam und traurig. Die Mutter mochte auch daran denken, denn sie war an diesem Abende besonders verstimmt, aber sie sagte nichts. Selten wurde die arme Kranke von irgend einer Nachbarin besucht. Doch erfuhr Röseli durch diese Besuche, daß Hanna fast an jedem Sonntage zum Tanze gehe, daß sie es im Kleiderstaate jedem andern Mädchen des Dorfes zuvorthue und daß sie nie anders, als in der Gesellschaft des wilden Heini gesehen werde. Man wollte auch schon wissen, wie Heini öffentlich von seinen Heirathsabsichten auf Hanna gesprochen und zugleich geäussert habe, daß eine Frau, die durch Gesang und freundliches Benehmen den

Fremden zu gefallen wisse, gar wohl in sein Geschäft passe. Röseli empfand bei dieser Nachricht tiefes Mitleid mit der alten Freundin. Wenn Heini ihr Mann wurde, dann harrte ihrer gewiß ein unglückliches, bedauernswürdiges Loos! Mehrere Tage lang schwebte Röseli in großer Sorge wegen Stäubi. Es war ein tiefer Schnee gefallen und als endlich der trüben Zeit ein heiterer, sonniger Tag folgte, da konnte sie von ihrem Fenster aus bemerken, daß die Schullehrerwohnung am jenseitigen Berge ganz unter einer weißen Hülle begraben lag. Sie wagte nicht, ihrer Mutter davon zu sprechen, sie fürchtete, die Kranke möge in jeder Erwähnung Stäubi's von Seiten der Tochter ihre fortdauernde Neigung zu ihm erkennen. Nur wich sie so selten vom Fenster, als möglich. Sie beobachtete ängstlich die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Stelle, wo das Schulhaus lag, sie harrte in quälender Spannung des Augenblicks, in welchem sie das bekannte freundliche rothe Dach wiedersehn würde. Ihre Geduld war einer schweren Prüfung unterworfen. Endlich am dritten Tage Morgens, als sie von der noch schlafenden Mutter weg in die Thüre des Hauses geschlichen war, wehete ihr eine milde Südluft entgegen, eine warme Märzsonne schien herab und, o Freude! von der Anhöhe am Gießbache glänzte nicht allein das ersehnte rothe Dach, sondern auch das ganze liebe Schulhaus nieder. Einige

Stunden nachher sah sie Stäubi rüstig und munter an ihrer Wohnung vorüber dem Pfarrhause zugehn. Sie vermochte es nicht, sich diesesmal, wie sie bisher der Mutter zu Gefallen gethan hatte, vom Fenster zu entfernen. Stäubi grüßte sie freundlich lächelnd, allein in dieses Lächeln mischte sich eine Wehmuth, die Röseli nur zu gut verstand und mit ihm fühlte.

Nach wenigen Wochen kündigte sich nun der Frühling mit allen seinen freudigen, ahnungsvollen Erscheinungen an. In dieser Zeit ist jedes Menschenherz eine kleine Welt, die von dem jugendkräftigen Hauche der Schöpfung neu belebt wird. Wie das starre Gewand des Eises von Gewässern und Felsenspitzen, das weiße Leichentuch des Winters von Feld und Flur sich löst, so löst sich auch von dem Menschenherzen so manches drückende, beengende Gefühl, an seinem Himmel wird es heiter, wie an dem großen Gewölbe draußen, der Schmerz ist hinweggezogen, wie eine düstere Wolke, und neue Hoffnung, neue Zuversicht siedeln sich darin an.

Von dieser Empfindung wurde der Schullehrer Stäubi ergriffen, als er von dem Belvedere seiner Wohnung herab den schönen See von Eis befreit, das jung ergrünende Gras auf dem Hügel, die niedrigen Anhöhen jenseits ohne Schnee erblickte. Es war ihm, als scheine die Sonne nicht blos in die liebe Gotteswelt, sondern auch in sein Herz hinein. Lange hatte

er sich nicht von einem solchen Wohlbehagen durchdrungen gefühlt. „Die ganze Welt ist mein," sagte er freudig für sich hin und sein Blick schweifte nach der Wohnung Röseli's hinab, „denn ich liebe sie. Der Welt gehört auch Röseli an, und so ist auch Röseli mein, obschon ich sie nach dem Gebote ihrer Mutter nicht sehen und sprechen darf. Aber ich sehe sie doch, nur in einer Weise, die sonst niemand kennt, wie ich, und die deshalb auch nicht verboten werden kann. Aus dem Spiegel des Sees schaut ihr Antlitz zu mir herauf, wie ein Heiligenbild, das in Silber gefaßt ist, aus dem Grün des Hügels sieht sie mich an, wie eine Blumenknospe, die eben aufbricht, vom schönen Himmelsgewölb blickt sie zu mir herab, wie ein Englein, das mir Glück und Segen verspricht. Und wenn ich sie so sehe, dann spreche ich auch auf eine Art zu ihr, die wiederum nicht in dem Verbote der Mutter enthalten ist. Hat mich denn die Welt nicht wieder lieb, weil ich sie lieb habe? Gewißlich! Sie übernimmt es, mir einen Boten zu verschaffen für meine Worte und wenn Röseli den Gießbach rauschen hört, der nun wieder frei und lustig vom Berge herabtanzt, dann wird sie an mich erinnert und es ist ihr, als werde ein schöner Gruß von Nicolaus Stäubi ihr ins Ohr geflüstert."

Er sah noch ein Weilchen hinaus auf den See, die Berge und das Land. Sein Antlitz erheiterte sich

mehr und mehr und mit einemmale begann er mit heller Stimme zu singen:

„Du liebe Gotteserde,
Wie schön ist's doch auf dir!
Du lieber Gotteshimmel,
Wie freundlich bist du mir!
Lang war es still geblieben
In meiner engen Brust:
Nun wieder ruft zum Singen
Die Erd- und Himmelslust.
Grüß Gott dich, Erd und Himmel,
Grüß Gott dich, stille Höh',
Grüß Gott dich auch, mein Liebchen
Dort drüben über'm See!"

Auf ein Geräusch in seiner Nähe, wandte Stäubi sich um. Sein Vater stand hinter ihm und blickte ernsthaft auf den Sohn herab.

„Nicolaus Stäubi," sagte in seinem bekannten militärischen Tone der Greis: „gieb die Parole! Bist du verliebt? Hast du einen Schatz sitzen „dort drüben über'm See" und ist dir deshalb seit langer Zeit schon die Verstandesmunition ausgegangen, wie ich an mancherlei Dingen bemerkt?"

„Ihr scherzt, lieber Vater!" antwortete verlegen lächelnd der Sohn. „Den Dichtern ist vieles erlaubt und wenn es ihnen einfällt, ihre Verse an eine Königin oder Prinzessin zu richten, die ihnen in ihren Gedanken als eine große Schönheit vorkommt, wenn

sie sie auch nie gesehen haben, so wird ihnen das nicht verargt."

„Par Dieu, ich glaube du hast Recht!" versetzte der Alte, dessen Ideengang durch die ausweichende Antwort des Sohnes eine andere Richtung erhalten hatte. „Weiß ich mich doch noch recht gut zu erinnern, wie man vor der Unglückszeit in Frankreich in allen Straßen von Paris ein Lied sang, das mit den Worten anfing:

Belle Antoinette
Reine et reinette,
A moi ton coeur,
A moi bonheur!

Ja, ja! So sangen sie damals," fuhr er fort, „als die schöne Königin, wenn sie erschien, durch ihre Anmuth alle Herzen eroberte und jedem ihrer Gegner: Waffen in Ruhe! commandirte. Hernach haben sie freilich anders gesungen," setzte er bitter in sich hineinsprechend hinzu, „und ihr verruchtes: ça ira, hat ihnen der Satan selbst beigebracht."

Er griff hastig nach seinem Hute und warf ihn auf den Kopf. Seine Seele war aufgeregt durch die widrige Erinnerung an jene blutige Zeit. Ohne weiter von dem Sohne, der sich in seiner poetischen Begeisterung verrathen hatte, eine fernere Erläuterung über „das Liebchen über'm See" zu verlangen, entfernte er sich, um in der freien Natur, die in der

bessern Jahreszeit sein Lieblingsaufenthalt war, Ruhe für seine bewegten Gefühle zu finden.

„Es ist ein herrlicher Mann, der Vater!“ sagte Stäubi, indem er dem rüstigen Greise, der aufrecht und stark den Hügel hinanschritt, nachblickte. „Was hat er nicht erfahren und gethan in einem langen Leben und wer kann ihm nachsagen, daß auf diesem langen Leben nur ein kleiner Flecken hafte?“

Er dachte, als der Alte schon hinter dem Hügel verschwunden war, noch lange an ihn mit dem Stolze eines liebenden und ehrfurchtsvollen Sohnes. Dann wurde es lebendig im Schulhause. Die Schifferinnen aus Brienz, die seit dem Ende des vorjährigen Sommers nicht mehr bei Stäubi erschienen waren, versammelten sich heute zum erstenmale wieder, um ihre Gesänge für die nahe schöne Jahreszeit, für die Fahrten auf dem See, die nun bald wieder beginnen mußten, einzuüben. Stäubi empfing sie in der heitern Stimmung, welche die Schönheit des Morgens in ihm erzeugt hatte, freundlicher als ehemals. „Seyd willkommen, ihr Seejungfern!“ rief er ihnen scherzhaft entgegen. „Seyd ihr jetzt aufgethaut an der warmen Frühjahrssonne und wollt nun wieder die Syrenenlieder einlernen, um Alles zu bezaubern? Nehmt euch nur selbst in Acht vor euerm Singen, daß es nicht euch selbst bethört und irre macht im Rechtthun!“ Da trat auch Hanna herein, die sich verspätet hatte.

Bei ihrem Anblicke wurde Stäubi plötzlich ernst, sprach nichts weiter zu den Sängerinnen und begann den Unterricht. Während er die Mädchen am Clavier begleitete, konnte er sich aber nicht enthalten, einige verstohlene Blicke auf Hanna zu werfen. Sie schien ihm ernster, als gewöhnlich und auf ihrer Stirn schwebte ein Wölkchen, das eine innere Unruhe verrieth.

Auch Hanna's Gefährtinnen mochten eine Verstimmung bei ihr bemerken. Als sie über den See nach dem Dorfe zurückkehrten, neckten sie sie auf mancherlei Weise und eine von ihnen sagte:

„Gewißlich ist es wegen des Heini, daß sie so grämlich blickt. Die Zeit dauert ihr zu lange, ehe sie Frau Stüssi wird, und sie weiß nicht, warum Heini den ganzen Winter über das Tanzen mit ihr eingeübt hat, und sie dennoch jetzt nicht zum Hochzeitstanze führt. Traue ihm nicht zu viel, Hanna, denn er hat schon mit gar mancher getanzt und es ist ihr nicht zum Glück ausgeschlagen!"

„Was kümmert mich der Heini!" erwiederte bitter auffahrend Hanna. „Zum Tanzen im Wirthshause ist er mir gut genug, aber zum Hochzeitstanze müßte ein ganz anderer kommen, wenn ich ihn annehmen sollte!"

„Gewiß ein Landamman, ein Graf oder gar ein Fürst!" warf spöttisch die andere hin. Hanna antwortete ihr nicht, sondern sang, plötzlich eine heitere

Miene annehmend, die ersten Worte eines unter den Schifferinnen gebräuchlichen Liedes für sich hin:

„Gedanken sind frei:
Wer kann sie errathen?"

In ihrem Herzen aber lebte das Mißvergnügen noch fort, das sie den übrigen Mädchen zu verbergen suchte. Als sie ans Land traten, machte sich Hanna von ihnen los und ging langsam ihrer Wohnung zu. Heini Stüssi war in der That der Gegenstand ihres Nachdenkens. Er hatte sich ihr in der letzten Zeit mehr genähert, als ihr lieb war, er hatte ernsthafte Absichten geäussert, deren Verwirklichung weder mit Hanna's Plänen, noch ihren Hoffnungen übereinstimmte. Als Gesellschafter, als nützlichen Vermittler hatte sie ihn gern gesehen, aber das Glück, das er ihr mit seiner Hand bieten konnte, lag weit unter ihren Wünschen, wurde von ihrem Stolze verächtlich zurückgewiesen. Sie sah die Stunde nahe, in der er sich erklären und eine entscheidende Antwort verlangen würde. Daß diese nur abschlägig seyn könne, darüber war Hanna mit sich einverstanden; allein sie mußte dann darauf rechnen, sich einen Feind gemacht zu haben, der ihr durch seinen Einfluß auf die Reisenden großen Nachtheil bringen könne. Diese Sache lag ihr im Sinne und ließ ihr keine Ruhe. Es vergingen noch einige Wochen, schon besuchten von Zeit zu Zeit einige Fremden das schöne Thal von Brienz und Heini

schickte sich an, seinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt am untern See zu nehmen. Hanna konnte erwarten, daß es jetzt zu einer Erklärung kommen werde. Sie beschloß, sich ihrem Oheim zu entdecken und diesen um Rath zu fragen, wie sie am tauglichsten den Antrag Heini's zurückweise. Der Oheim hatte kaum gehört, wovon die Rede sey, so war er auch schon überzeugt, daß hier der Genuß der Vortheile, die ihm bisher geworden waren, in der größten Gefahr stehe. Er brach in Verwünschungen gegen Heini aus, er erklärte dem Mädchen, daß er selbst es übernehme, sie von dem lästigen Werber zu befreien. Der Zufall wollte, daß gerade in dieser Stunde Heini in des Oheims Haus trat, um sein Wort anzubringen. Hanna zog sich, als sie ihn kommen sah, in ihre Kammer zurück. Es lag ihr wie eine wunderbare Ahnung in der Brust, daß ihr diese Zusammenkunft ein schweres Unglück bringen würde. Bald hörte sie einen heftigen Wortwechsel zwischen beiden Männern. Heini bebeschuldigte den Oheim des Eigennutzes und behauptete geradezu, daß dieser ihn belüge, indem er seiner Sache bei Hanna zu gewiß sey, um von ihr eine verneinende Antwort fürchten zu dürfen.

„So sprich sie denn selbst!" rief wild der Oheim, indem er die Kammerthüre aufriß. „Vernimm aus ihrem Munde, daß sie dich nicht mag, aber dann laß uns auch in Ruhe und trolle dich deines Weges!"

Hanna war, als die Thüre sich öffnete, aus der Kammer hervorgetreten. Ihr Stolz fühlte sich durch Heini's kecke Behauptung tief empört. Dreist mit einem zuversichtlichen Lächeln und indem sein Auge höhnisch über den Hausherrn glitt, näherte er sich dem Mädchen.

„Nicht wahr, Hanna," sagte er vertraulich, „wir zwei bedürfen keines dritten, um unsere Angelegenheit in Richtigkeit zu bringen, wir sind uns selbst genug und können der fremden, überlästigen Einmischung entbehren. Dein Oheim hat nicht für dich, er hat für sich gesprochen, seine Rede ist deinen Gedanken fremd und du sagst nicht: nein! wenn ich dich frage: ob du meine Frau werden willst?"

„Ich weiß nicht, woher euch diese feste Ueberzeugung kommt," versetzte in einem sehr kalten Tone Hanna, indem sie an die Seite ihres Oheims trat, der erwartungsvoll in einem Fenster lehnte. „Ich habe euch behandelt, wie andere Männer, ich bin nicht freundlicher gegen euch gewesen, als es sich ziemt, ich habe eure Liebesreden nie beantwortet, sondern sie nur für eitles Gespräch gehalten, mit dem ihr mir die Zeit vertreiben wolltet. Was mein Oheim euch gesagt hat, ist die reine Wahrheit. Ich kann euch nicht heirathen, ich habe keine Neigung zu euch und hoffe überhaupt einmal auf etwas besseres, als ihr mir bieten könnt."

Der Oheim brach in ein schallendes Gelächter aus. Heini war einige Schritte zurückgetreten, alle Farbe war von seinem Angesichte gewichen. Er hielt die Hände, die sich unwillkührlich geballt hatten, vor sich hin und starrte das Mädchen mit glühenden Blicken an. Man konnte erkennen, wie er bemüht war, die innerlich aufwallende Wuth zu dämpfen, und das Zittern seiner Glieder verrieth, welche Anstrengung ihm dieses koste.

„Hanna," sagte er endlich verbissen, „bedenke was du thust! Wer den Heini zum Freunde hat, dem dient er auch gern, wer aber in Feindschaft mit ihm leben will, der hat nicht viel Gutes zu erwarten. Du sagst: du hast mich behandelt, wie andere Männer, das ist aber nicht wahr, denn du hast keinem solche Vertraulichkeit erwiesen, wie mir; wenn du die andern durch dein stolzes Wesen zurückgescheucht hattest, so kam ich dir doch immer gelegen, und im ganzen Dorfe spricht man schon von uns als von Braut und Bräutigam. Ich bin nicht blinder, als die Leute im Dorfe, und wenn du jetzt behaupten willst, du seyest gegen mich so spröde gewesen, wie gegen jedermann, so sehe ich ein, daß du mich damals zum Narren gehabt hast und mich jetzt der allgemeinen Verhöhnung preisgeben willst. Noch einmal, Hanna: bedenke dich! Wo, hier im Orte oder im ganzen Oberlande, kannst du einen Freier finden, der passender für dich wäre, als ich?

Was du an Geschenken auf dem See gewinnst, das verdiene ich dreifach als Führer in die Gebirge und, wenn wir uns recht verstehn," setzte er fein lächelnd hinzu, „wenn du gegen die Fremden nicht gar zu strenge bist und ich als vernünftiger Mann ein Auge und zu Zeiten auch alle beide zudrücke, so müßte es mit unrechten Dingen zugehn, wenn wir nicht in ein Paar Jahren das schönste Haus von Brienz unser Eigenthum nennten!"

Hanna wandte sich erglühend von ihm ab. Ohne ihn anzublicken, versetzte sie in einem Tone, der ihren bittern Unwillen an den Tag legte:

„Das schönste Haus von Brienz möchte ich nicht geschenkt, wenn ich es mit euch bewohnen müßte! Jetzt kenne ich euch ganz und wenn ich noch nicht entschlossen gewesen wäre, euch nicht zu nehmen, so würde ich diesen Entschluß gewiß auf eure Rede gefaßt haben. Ihr wißt jetzt meine Meinung, Heini! Aendern thue ich sie nun und nimmermehr!"

„Einem ehrlichen Mädchen einen solchen Antrag zu machen!" hob nun auch der Oheim an. „Es ist abscheulich und ihr verdientet, daß man euere Schändlichkeit vor allen Leuten offenkundig machte."

„O, über den ehrlichen Mann!" lachte höhnisch und bitter Heini. „Wäret ihr nur eine zwanzig Jahre jünger, so würdet ihr selber um die Schwestertochter freien und die Fremden würden sich nicht zu beschweren

haben über eure strenge Rechtlichkeit, wenn sie mit den blanken Guineen in der Hand kämen. Behaltet nur euer kostbares Bäschen! Und ihr, hochfahrende Prinzessin," wandte er sich mit einer tiefen höhnischen Verbeugung zu Hanna, „habt Dank für alles Liebe und Gute, so ihr mir erwiesen und seyd überzeugt, daß ich es zu vergelten wissen werde."

Er ging lächelnd fort, aber sein Lächeln war das der Bosheit, die auf Verderben sinnt. Er glaubte der Gunst Hanna's, er glaubte ihrer Zustimmung in ein eheliches Verhältniß, wie er es sich ausgedacht, er glaubte des vollständigen Gelingens seines Planes so gewiß zu seyn, daß er sich jetzt nur wie von einem bösen Traume befangen vorkam und Mühe hatte, sich von der Wirklichkeit seines Mißgeschicks zu überzeugen. Noch einmal sah er sich im Fortgehn nach Hanna's Wohnung um. Der Oheim stand im Fenster und auf seinem Antlitze strahlte eine Zufriedenheit, die dem Heini schmerzhaft in die Seele schnitt und ihn mit glühender Rachsucht erfüllte. Er beeilte seine Schritte, um dem triumphirenden Feinde aus den Augen zu kommen. Ein kleines Geschäft, das er freilich erst morgen hatte abthun wollen, rief ihn in's Hasli. Er machte sich jetzt im Augenblicke auf den Weg dahin, denn es war ihm, als müßten alle Leute von Brienz ihm seine Schmach ansehen und als tönte aus jedem Fenster höhnisches Gelächter. Als er an dem Hause vorüberging,

wo Röseli's Mutter wohnte, stand das Mädchen in der Thüre und sah still und sehnsuchtsvoll nach dem Gießbachshügel hinüber. Sie bemerkte den Heini nicht, der sich ihr näherte. Jetzt ergriff dieser die Hand der Erschreckenden und sagte verbissen:

„Nicht wahr, Röseli, du warst vor'm Jahre am Sanct Jacobsabende mit der Hanna bei der Kräuter-Kätty und sie hat Euch die gute Wahrheit gesagt? Läugne es nur nicht, Röseli, denn ich weiß es von der Alten selbst. Seit jenem Abende ist auch die Hanna eitel und hoffärtig geworden, hat dir die Freundschaft gekündigt, dich hintangesetzt und behandelt wie eine Betteldirne. Sey ruhig, Röseli! gräme dich nicht mehr darüber! Der Hanna soll der Hochmuth und die Schlechtigkeit nicht ungestraft hingehen. Laß nur mich sorgen! Bei mir hat sie ein Capital ausstehn, das ihr schlechte Zinsen tragen soll und wenn sie dann im Elende und im Jammer steckt, dann kommt die Reihe an dich und du kannst eben so stolz und hoffährtig auf sie herabsehen wie sie es jetzt auf dich thut."

Ohne eine Antwort des Mädchens abzuwarten, schleuderte er ihre Hand von sich und ging mit eiligen Schritten weiter an der schäumenden Aar hinauf. Voll ängstlicher Besorgniß sah ihm Röseli nach.

„Gott behüte," sagte sie, nachdem sie sich einigermaßen von ihrem Schrecken und ihrem Erstaunen er-

holt hatte, „daß ich an dem Unglücke irgend eines Menschen Freude haben könnte! Wenn es so schlimm würde mit der armen Hanna, wie der wilde Heini sagt, dann nähme sie mich wohl wieder zu ihrer Freundin an und sie sollte dann gewiß sehen, daß es niemand so treu und gut mit ihr gemeint hat, als Röseli. Im Glücke bedarf sie meiner nicht, im Unglücke wäre es wohl anders!"

Sie blickte wieder hinauf nach dem Hügel, sie dachte, wie doch Stäubi ein ganz anderer Mensch sey, als dieser Heini, wie in seinem Herzen nur Liebe und Friede wohne und wie schön es wäre, wenn aller Menschen Herzen sich in solchen Empfindungen zu einander neigten. Ein Nachen schwebte auf dem See nach dem Gießbache hin. Röseli gab ihm in Gedanken einen: guten Morgen! für Stäubi mit und folgte dann der Stimme der Mutter, die sie aus dem Innern ihrer Wohnung vernahm.

„Nicolaus Stäubi!" lautete der mächtige Ruf, der an einem heitern Morgen in der letzten Hälfte des Maimonds den Schullehrer aus einem sanften Schlummer erweckte. Er sah den alten Vater völlig angekleidet an seinem Lager stehen, einen kleinen Ranzen auf dem Rücken und eine Vogelflinte, die ihn auf längern Wanderungen immer begleitete, über die Schulter ge-

worfen. Der Sohn wollte rasch aufspringen, als ein donnerndes: „Halt!“ des Greises ihn auf seine Stelle zurückwies.

„Es ist noch nicht die Reveille, die passirt,“ sagte der Alte, „sondern ich bin nur da als Ordonnanz, um dir zu melden, daß ich das Commando des Hauses in deine Hände niederlege, da ich auf Urlaub ausmarschire und es daher in der Regel ist, daß der nächste im Dienste mir folgt,“

„Wie, Vater,“ sagte sich ermunternd Nicolaus, „Ihr wollt hinaus auf eine größere Wanderung? Doch nicht schon in's Hochgebirge nach Kandersteeg zu der Muhme Almend. Es ist noch gar frühe in der Jahrszeit, der Schnee ist noch nicht all geschmolzen in den Bergen und die Waldströme schwellen oft zu wilden, reißenden Gewässern an.“

„Danach fragt ein alter Soldat nicht;“ versetzte der Vater. „Ich will schon Stand halten gegen die Jahrszeit, den Schnee und die Ströme, wo es sich mit ihnen aufnehmen läßt und außerdem sollen sie sehen, daß sie es mit einem zu thun haben, dem es nicht an Kriegslisten fehlt. Gott befohlen, Nicolaus! Besorge die Menage gut für dich selbst. Hab' Acht! Halt' Ordnung!“

Er machte Rechtsum kehrt und verließ im Geschwindschritt das Haus. Jegliches Frühjahr galt es ihm schon seit der Zeit, daß er ruhig wieder in seiner

Heimath, im Thale von Brienz, ansässig geworden war, als ein Gesetz, die Muhme Almend in Kandersteeg zu besuchen, die allein und verlassen, als eine kinderlose Wittwe dort lebte. Sie war mit ihm in einem und demselben Jahre geboren, beide waren zusammen als Kinder zur Alp gegangen, um dort die Heerden der Reichen zu hüten, beide waren an demselben Tage zu Gottes Tisch getreten und hatten dann wieder das stille friedliche Zusammenleben auf der Alp begonnen, das jeder Sommer willkommen brachte und immer der Winter zu früh endigte. Das Mühmchen war achtzehn Jahre alt, als der reiche Meier Almend von Kandersteeg sie zur Frau verlangte. Jetzt erst sahen die jungen Leute ein, was es mit ihrer gegenseitigen Neigung für eine Bewandniß hatte, daß Stäubi eigentlich des Meiers Geld und Gut besitzen sollte, um gebührend als des Mühmchens Freier auftreten zu können, daß das freundliche Leben auf der Alp nicht ewig dauern könne, sondern nun wohl sein Ende für immer erreicht habe. Das Mühmchen weinte, der Vetter ließ den Kopf hängen; aber die Eltern geboten, und das Töchterchen legte gehorsam ihre Hand vor dem Altare in die des reichen Almend. Am nämlichen Tage ging der Vetter nach Bern und ließ sich zu der Schweizergarde des Königs von Frankreich anwerben. Er konnte das Mühmchen nicht vergessen und manche hübsche Pariserin bemühte sich vergebens, ihr Andenken

aus dem Herzen des stattlichen Schweizergardisten zu verdrängen. Als er sich nach den blutigen Gräueln der Revolution arm, hülflos und von den Schmerzen einer Wunde gepeinigt, die er in der Vertheidigung der unglücklichen Königsfamilie erhalten hatte, in seine Heimath flüchtete und hier die Eltern todt, niemanden fand, der dem Leidenden ein Obdach geboten hätte, da ließ Muhme Almend, sobald sie seine Heimkehr erfahren, ihn hinauf nach Kandersteeg holen. Hier wurde er von ihr und ihrem Manne, dem die wackre Frau ihr früheres Verhältniß zu Stäubi entdeckt hatte und der viel zu fest von der Treue seiner Ehegenossin überzeugt war, um von Stäubi's Gegenwart eine Gefahr für seine Ruhe zu fürchten, auf das Freundlichste empfangen und sorglich bis zu seiner Genesung verpflegt. Er sah das Glück der Muhme und ihres Mannes, er erkannte, wie sie diesem ihre Liebe in vollem Maaße zugewandt hatte und erfreute sich still darüber, obgleich er sich nicht bergen konnte, daß Muhme Almend noch immer das liebenswürdigste weibliche Wesen sey, das ihm je vorgekommen und daß er sie wohl bis an das Ende seiner Tage so ansehen werde. Die Muhme hatte keine Kinder, allein in ihrem Hause lebte eine junge Anverwandte ihres Mannes, die sie wie eine eigene Tochter hielt. Ihr Wohlwollen gegen Stäubi äußerte sich jetzt dahin, daß sie bedacht war, ihn mit diesem sanften, stillen

Kinde zu verbinden, das, nach ihrer Ueberzeugung, ihm ein Glück gewähren würde, wie er es verdiente. Stäubi konnte ihr nichts abschlagen. Auf die erste Anregung von ihrer Seite erklärte er sich bereitwillig zu dieser Heirath. War es doch das erste Ansinnen, das, wie eine Bitte, von ihr zu ihm gelangte, gebot ihm doch die alte Neigung, seine Ehrfurcht vor der Muhme, die Erfüllung ihres Wunsches! Mit der jungen Hausfrau zog nun Stäubi in seinen Geburtsort Brienz. Er lebte froh und glücklich mit ihr und seine häusliche Freude wurde nach Jahresfrist durch die Geburt eines Söhnchens vermehrt. Seine Frau hatte sich nie über eine Vernachlässigung von seiner Seite zu beklagen, aber in seiner Seele lebte still und verborgen die Muhme Almend fort als ein Musterbild aller weiblichen Vortrefflichkeit. Wann der Schnee der Alpen geschmolzen war, wann die Wasser aus ihrer Starrheit erwachend, lustig von den Bergen herabrauschten, wann ein heitres Grün wieder Wald und Wiese bedeckte und die Alprose anfing Knospen zu treiben, dann wanderte der ehemalige Schweizergardist in jedem Jahre mit Frau und Kind hinauf zur Muhme Almend und blieb dort mehrere Tage als ein willkommener Besuch. Er hatte das fortgesetzt, als er Wittwer geworden, als der Meier in Kandersteeg in einem hohen Alter gestorben war und der zum Manne gereifte Nicolaus die Schullehrerstelle erhalten hatte. Muhme Almend

war ein altes Mütterchen geworden, zusammengeschrumpft und gebrechlich; aber er blieb im achtzigsten Jahre ihr treuer Verehrer, wie er es im achtzehnten gewesen war. Seine Kräfte erlaubten ihm noch immer, die Gebirgswanderung vom Thunersee hinauf nach Kandersteeg zu machen, und wer, ohne ihn zu kennen, den Greis vor sich hinschreiten sah, der hielt ihn für einen rüstigen Fünfziger, der sich gerade nicht übereile, um an sein Ziel zu gelangen.

Er hatte über die beiden Seen von Thun und Brienz einen großen Theil der Reise zu Wasser zurückgelegt. Viele bekannte Gesichter waren ihm in dem gewöhnlichen Postschiffe begegnet und man hatte gern den Erzählungen des Veteranen, in denen er sich seiner Erinnerungen erfreute, ein williges Ohr geliehen. Die Wanderung des nächsten Tages war freilich beschwerlicher und weniger angenehm. Der Greis mußte, ohne irgend einen Gesellschafter, die wilde Schlucht betreten, aus der die schäumende Kander hinab in den Thuner See stürzt. Sein froher Sinn konnte aber auch hier nicht getrübt werden. Indem er den steilen Fußpfad hinankletterte, summte er eine altfranzösische Chanson nach der andern für sich hin und gedachte der frühern Wanderungen, die er mit Weib und Kind zu der Muhme unternommen, wie er den kleinen Nicolaus noch auf dem Arme getragen, wie dieser nach jeder aufsprossenden Alpenblume die Händchen ausgestreckt hatte

und die Mutter immer still und freundlich nebenher geschritten war. Sie hatten wohl manchmal viel von dem übeln Wetter zu leiden gehabt, der Pfad, von Waldströmen, die in die wüthende Kander an der Seite des Weges stürzten, verwüstet, von Lawinen aus den Hochgebirgen überschüttet, hatte ihnen Hindernisse und Beschwerden geboten, die nur mit großer Anstrengung zu überwinden waren; wenn sie dann aber in das Dorf Kandersteeg eintraten und Muhme Almend mit dem freundlichsten Gesichte, ihr Mann mit dem herzlichsten Willkommen ihnen entgegen kamen; dann war Alles vergessen und Freude und Liebe waltete zwischen den Wirthen und Gästen des Hauses. Jetzt hatte sich das freilich Alles verändert. Er war ein Greis geworden, er wandelte einsam den Pfad zu der Muhme. Sie konnte ihn nicht mehr vor dem Hause empfangen, wie ehemals, sie mußte ihn auf dem Sorgenstuhle am warmen Ofen erwarten; aber die Herzen waren jung geblieben und wenn der Greis und die Greisin nach jahrelanger Trennung sich wiedersahen, dann kam es über sie, wie der Geist ihrer Jugend und die früher Geschiedenen lebten wieder auf in ihren Gesprächen.

Während der Veteran, sich diesen Erinnerungen hingebend, seinen Weg fortsetzte und den stattlichen Flecken Frutingen schon hinter sich gelassen hatte, bemerkte er nicht, daß das schneebedeckte Haupt des mächtigen Riesen, der wie eine ungeheure Pyramide aus

dem Thale rechts emporstieg, sich mit Wolken umzogen hatte, daß der Duft um die Bergspitzen vor ihm auch sich zu Wolken gestaltete und daß ein scharfer, schneidender Schneewind aus der Schlucht herabströmte. Die Kander brauste wilder über ihr Felsenbett, es mußten in den höhern Gebirgsgegenden Naturereignisse statt finden, welche die Gewässer des Stromes vermehrten und seine Wuth steigerten. Erst als der Wind plötzlich zum Sturme wurde, als er mit reißender Geschwindigkeit die Wolken von den Gipfeln der Berge in die Schluchten und Thäler hinabschleuderte, als mit einemmale ein dichtes Schneegestöber den einsamen Wanderer umgab und er kaum mehr den Fußpfad auf wenige Schritte vor sich hin überblicken konnte, erwachte er aus seinen tiefen Gedanken, sah verwundert auf, und drückte den kleinen militärischen Hut, der ihn freilich wenig schützte, tiefer in die Augen. „Hab' Acht! Aufgeschaut!" ermahnte der Greis sich selbst und schritt, mit gebeugtem Haupte und gekrümmtem Rücken dem Schneesturme entgegenkämpfend, immer rüstig den steiler werdenden Fußpfad hinan. Dieser war in kurzer Zeit tief mit Schnee bedeckt und nicht mehr zu erkennen. Nur das Toben der Kander, die in mächtigen Fällen von Klippe zu Klippe an der Seite des Weges hinabstürzte, war ein Wegweiser für den Wanderer, der mit der Lage dieses Gebirgpfades bekannt war. Bald aber wurde das Tosen des Sturmes noch lauter, als

das Brausen des Stromes. Der Greis mußte sich gestehen, daß ihn auf seinen vielfältigen Wanderungen noch kein so arges Wetter erreicht habe. Er wußte nicht mehr das Getöse der Wellen von dem des Sturmes zu unterscheiden. Von einer Seite wandte er sich zur andern, um durch den dichten Schnee einen Gegenstand zu entdecken, ein Merkmal zu finden, an das er sich halten konnte. Aber die Flocken wurden ihm in solcher Menge in das Angesicht getrieben, daß jede Bemühung, nur das Nächste zu erkennen, vergeblich blieb. Er ging auf das Geradewohl weiter. In einzelnen Augenblicken, in denen die Wuth des Sturmes sich mäßigte, glaubte er noch immer das Rauschen der Wellen im tiefen Grunde an der Seite des Weges zu vernehmen. Dann wieder schien es ihm, als irre er sich und sey es nur das Brausen der Winde in den Wipfeln der tiefer liegenden Föhrenwälder. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Zufalle zu vertrauen und von dessen Leitung das Beste zu hoffen. Seine Kräfte waren frisch und er konnte sich noch stark erhalten gegen den Andrang des wüthenden Wetters. Der Sturm duldete nicht, daß sich der Schnee auf dem abschüssigen Grunde anhäufte und dieses gereichte dem Wanderer, der unter seinen Schritten einen festen Boden fühlte, zum Vortheile. Bald aber stellten sich ihm andere, unerwartete Hindernisse in den Weg. Er stieß auf große Felsenblöcke, wie sie ihm nie auf dem bekannten

Pfade begegnet waren, er mußte über sie hinklettern oder sie umgehen. Anfangs glaubte er, nur die Spuren einer im Frühjahre neu gefallenen Lawine angetroffen zu haben, nachdem er aber eine halbe Stunde lang mit großer Beschwerde und selbst mit Gefahr immer über und zwischen solchen Klippen hin seinen Weg fortgesetzt hatte, fing er an einzusehen, daß er in einer ihm ganz fremden Gegend sich befinde, daß er von der Richtung, in welcher das Ziel seiner Reise lag, weit abgekommen seyn müsse. Er blieb auf der Spitze eines Felsenstückes stehen, um Odem zu schöpfen und zu überlegen. Der Schnee begann in ruhigen, geraden Strichen herabzufallen, ohne sich deshalb zu vermindern. Das Toben des Sturmes aber ließ nach und zwischen den einzelnen heftigen Stößen wurden die Pausen immer länger. Jetzt horchte der Veteran nach dem Rauschen des Stromes hin, das früher seine Schritte geleitet hatte. Da war es ihm wohl, als höre er in nicht großer Entfernung das Rieseln eines Wassers, aber das konnte unmöglich die gewaltige Kander seyn, die vom Fuße der Gemmi in kühnen, mächtigen Sprüngen von Felsen zu Felsen hinab in den Thuner See eilt. Er verließ seine Stelle und schritt vorsichtig nach der Gegend, aus welcher das Geräusch jener Quelle oder eines Bächleins herkamen. Jeden Platz, auf den er im nächsten Augenblicke seinen Fuß setzen wollte, mußte er zuvor mit dem stachelversehenen Alpenstocke sorg-

fältig untersuchen. Der stark fallende Schnee erlaubte ihm noch immer nicht, nur einige Schritte weit zu sehen. Wie leicht konnte sich nicht ein Abgrund vor ihm eröffnen, in den ein unvorsichtiger Schritt ihn hinabstürzte, in dem er augenblicklichen Tod oder, was noch entsetzlicher war, eine gräßliche Verstümmelung, ein langsames Hinschmachten in Qual und Entbehrung alles Nothwendigen fand? Der Greis war zu vertraut mit allen Gefahren, welche Wanderungen in die höheren Alpengegenden mit sich führen, um irgend eine Vorsichtsmaßregel außer Augen zu setzen. So kam er langsam, aber sicher weiter. Bald hörte er das Wasser, welches er aufsuchte, zu seinen Füßen hinströmen und es schien jetzt nur noch ein steiler Abhang, den er hinabklettern mußte, ihn von dem Bächlein zu trennen. Er hoffte in diesem einen neuen Wegweiser, der ihn aus der unbekannten Gegend hinausbringen würde, zu finden. Gewiß eilte das Wasser der mächtigern Kander zu und wenn er diese einmal wieder erreicht hatte, so durfte er hoffen, bei der jetzt eintretenden Windstille glücklich an das Ziel seiner Reise zu gelangen. Langsam und bedächtig, den Eisenstock fest in den Grund bohrend, stieg der kräftige Greis an der schräg ablaufenden Wand, die in hervorstehenden Steinen und Gesträuchen ihm Haltpunkte bot, hinab. Der Gang war beschwerlich, aber ohne den Muth zu verlieren, summte der Veteran in einzelnen Pausen, wie es das durch die Anstrengung

vermehrte Odemholen ihm erlaubte, das alte Liedchen: Ou peut on être mieux, qu'au sein de sa famille? für sich hin. Er lachte dabei selbst über sich, daß ihm in einer so unbehaglichen Lage gerade dieses Liedchen einfiel. Endlich stand er glücklich vor dem Bächlein, dessen schmales Bett, dessen leicht hinabrieselnde Wellen freilich mit der stürmischen Kander wenig gemein hatten. Er sah wohin es strömte, er konnte nach der Richtung, die es nahm, nun seine Vermuthung, daß es sich mit jenem Strome vereinige, als Gewißheit gelten lassen. Hier fand er auch ein Versteck, das ihm Schutz gegen den Schnee, der sich immer noch nicht vermindern wollte, gewährte. Ein weit überhangendes Felsenstück bildete eine Höhle, in der er auf einer Erderhöhung einen ziemlich bequemen Sitz fand. Das erste was der Veteran that, nachdem er den Schnee von Hut und Kleidern abgeschüttelt hatte, war, sein Schießgewehr zu untersuchen, ob es nicht durch die Nässe gelitten habe. Zu seiner Zufriedenheit fand er Alles in der besten Ordnung, denn der starke Ueberzug, den er selbst aus Gemsleder für Schloß und Kolbe der Flinte zubereitet hatte, war eine sichere, der Feuchtigkeit undurchdringliche Decke gewesen. „Jean Stäubi!" sagte er jetzt zu sich selbst. „Du hast dein Frühstück redlich verdient. Du hast alle Attaquen des Feindes glorreich zurückgewiesen und wenn du beim Avanciren auf einen unrechten Weg ge-

rathen bist, so hast du das nur deiner Courage, die kein Zaudern, kein Harren kennt zuzuschreiben. Victoria, Jean Stäubi! Erquicke dich jetzt an dem, was die Menage im Torniſter bietet. Im Felde iſt Hunger der beſte Koch.“ Niemand konnte vergnügter ſeyn als der Veteran es in dieſer Abgeſchiedenheit, in dieſer wahrlich nicht gefahrloſen Lage, bei ſeinem beſcheidnen Frühſtücke war. Sein Appetit hätte einem kräftigen Jünglinge Ehre gemacht! Er bemerkte jetzt zur Erhöhung ſeiner Zufriedenheit, daß die Schneeflocken anfingen dünner zu fallen, er konnte die gegenüber, jenſeit des Baches liegende ſteile Felſenwand erkennen. „Die Mittagscampagne wird beſſer ſeyn, als der Feldzug in der Frühe;“ ſprach er, indem er einige Tropfen aus der kleinen, mit Kirſchwaſſer gefüllten Korbflaſche ſchlürfte. „Geduld, Jean Stäubi! Wenn du wieder hinauf kommſt aus dieſer Felſenkaſematte auf das Parapet, auf das Glacis der Bergfeſten, dann wird dich die liebe Sonne begrüßen und dir ein: Marſch, vorwärts! commandiren, das dich richtig in's Quartier führt.“ Seine Hoffnung ſchien ihn nicht täuſchen zu wollen. Er hatte das mäßige Mahl noch nicht beendigt, als es in der Bergſchlucht plötzlich heller wurde und nur noch einzelne, verlorne Schneeflocken herabfielen. Als er unter ſeinem Verſtecke hervortrat, konnte er das Bett, in welchem das Bächlein floß, weit bis zu einer Krümmung der Bergwände, die es einſchloſſen,

hinabsehen; er erblickte die schneebedeckten Anhöhen im Sonnenglanze, er empfand eine mildere Luft, die aus dem tiefer gelegenen Theile der Felsenschlucht heraufwehte. Ohne weiter sich aufzuhalten, schritt er jetzt seinem Plane gemäß, an der Seite des rieselnden Baches hin, indem er die Richtung nahm, in der das Wasser sich abwärts ergoß. Bald aber wurde der Pfad so enge, daß er nur mit einem Fuße Raum auf dem trocknen Boden fand, mit dem andern aber auf einzelnen, aus dem Bache hervorragenden Steinen fortzukommen suchen mußte. Nach einer mühsamen Wanderung von einer halben Stunde zeigte sich dennoch keine Möglichkeit mehr, auf diesem Wege weiter zu gelangen. Der Bach stürzte sich plötzlich in eine senkrechte Tiefe und der unerschrockene Greis sah sich am Rande eines Abgrundes, der wenigstens einige hundert Fuß tief in eine enge, dunkle Schlucht auslief. Unentschlossen blickte er um sich. Die Felsenwand jenseits des Wassers war unersteiglich, wenn er auch den Bach hätte durchwaten wollen; aber auf der Seite, wo er sich befand, konnte wohl ein geübter Bergwandrer, an Steine und Sträuche sich klammernd, die Anhöhe gewinnen. „En avant! Jean Stäubi!“ kommandirte der Gardist und begann das gefahrvolle Hinanklimmen, indem sein schwindelloser Blick die Tiefe zu seinen Füßen maß. Hände und Füße mußten ihm bei dem beschwerlichen Werke behülflich seyn. Zum Glücke

bot sich von Zeit zu Zeit ein fester Punkt, auf dem er ausruhen und wieder frische Kräfte sammeln konnte. Seine Finger bluteten, aber er wusch die Verletzungen mit Kirschwasser aus und achtete ihrer nicht weiter. „En avant!“ war der Wahlspruch, der ihn immer wieder zu neuer Thätigkeit befeuerte und er rief noch in dem Eifer, der ihn beseelte, das begeisternde: „En avant!“ als er schon oben auf dem Gipfel der Anhöhe stand, als die Strahlen der Sonne ihn wohlthätig trafen und er alle Gefahren und Beschwerden des letzten anstrengenden Marsches hinter sich hatte. Er blickte um sich und sah nach der Gegend, wohin das Bächlein strömte, eine sanft aufsteigende Höhe, deren Ersteigung keine Schwierigkeiten zu bieten schien, vor sich. Es blieb ihm nun nichts übrig, als sich so dicht an den Rand der Schlucht, in deren Tiefe das Wasser strömte, zu halten wie möglich. Rechts im Grunde dehnte sich eine öde Schneefläche von beträchtlichem Umfange nach dem Fuße kahler Berge hin, von deren Felsenspitzen zackigte Gletscher in das Thal hinabstiegen, in seinem Rücken lag eine weite Schneewüste, im Hintergrunde von hochaufstrebenden Eisbergen begrenzt. Er kannte diese nicht, doch vermuthete er, daß es Gipfel der ungeheuern Blümlis-Alp und des Tschingelgletschers seyen. Aus ihrer Lage konnte er dann weiter schließen, daß er in dem entsetzlichen Schneegestöber irrend einen weiten Kreis, ganz von dem Wege

nach Kandersteeg ab, gemacht habe. „Zur Mittagssuppe rücken wir zu spät in's Quartier ein;“ sagte er, indem er den Stand der Sonne betrachtete und den Weg nach jener Höhe antrat: „aber zur Vesper wird's wohl gerade recht seyn. Sie wird sich wundern, die Muhme, wenn ich zur ungewöhnlichen Stunde aus meinem Hinterhalte hervormarschire!“ Er hatte die Höhe bald erstiegen. Je weiter er aber nun kam, desto beschwerlicher wurde die Wanderung auf der durch den warmen Strahl der Sonne aufgelockerten Schneedecke. Von der Höhe konnte er die Richtung der Schlucht, in welcher das Bächlein floß, noch weithin entdecken; er sah aber auch zugleich, daß er, um in deren Nähe zu bleiben, noch manche Anhöhe zu erklimmen hatte. Er fing an zu fühlen, daß er doch nicht mehr die Kräfte besitze, die ihn in frühern Jahren bei noch mühseligern Vergreisen unterstützt hatten. Er mußte von Zeit zu Zeit Halt machen, er mußte, als er nach einer starken Stunde Weges einen neuen Berg überstiegen und ein wüstes Thälchen mit vielen Felsentrümmern erreicht hatte, sogar niedersitzen, um auszuruhen. „Jean Stäubi, redete er sich an, „bald mußt du dich auf den Invalidenetat setzen! Die Kriegsstrapatzen fangen an, dir beschwerlich zu werden, und du wirst vielleicht bald nicht mehr weiter marschiren können, als auf den Kirchhof zu Brienz. Nun, wie Gott will! Wenn der commandirt zur letzten Retirade und dann der Name

Jean Stäubi verlesen wird, dann werde ich auch nicht zaudern und mein: Hier! so frisch und freudig rufen, als ging's zum Avanciren in ein junges frohes Leben!" Diese kurze Betrachtung hatte ihn wunderbar gestärkt. Noch immer konnte er keinen weiten Blick in's Freie gewinnen, aber er bemerkte doch, daß die Bergschlucht mit dem rieselnden Bächlein sich in einiger Entfernung tief hinabsenkte und er konnte durch die Lücke an ihrem obern Rande sehen, daß keine neue nahegelegene Bergwand sie versperrte. Sie mußte also bald in eine freiere Gegend auslaufen. Mit frischem Muthe begann er die Anhöhe, die vor ihm lag, zu erklettern. Er fing wieder an zu singen, er nahm sich vor, den Gipfelpunkt der Höhe zu erreichen, ohne einmal anzuhalten, ohne von den Beschwerden des ziemlich steilen Weges einmal auszuruhen. Die letzten Schritte zu diesem Ziel verursachten ihm freilich große Mühe und Anstrengung, als er nun aber oben stand und nun zu seiner Freude keine Anhöhe mehr vor sich, sondern tief im Grunde das Kanderthal und rechts, mehr seitwärts gelegen, den freundlichen Ort Kandersteeg, mitten im Grün der Wiesen eine ganze heitere Landschaft, an der der Schneesturm, ohne sie zu berühren, in jenseitige Bergschluchten vorübergegangen war, erblickte: da jubelte er wiederum, nachdem er tief auf Odem geschöpft hatte, mit jugendlichem Feuer: „Victoria! Wir haben gesiegt. Die Festung

ist umgangen, sie muß sich auf Gnade oder Ungnade ergeben."

Jetzt erst konnte er die ganze Größe des Umweges, den er gemacht hatte, ermessen. Er hatte den rechten Pfad, er hatte selbst das Ziel seiner Reise weit zur Seite liegen lassen und war jenseits Kandersteeg hervorgekommen, in das er nun auf dem entgegengesetzten Wege, der von der Höhe der Gemmi hinabführte, eintreten mußte. Noch aber waren nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Zwischen dem Gipfel, auf dem er stand und dem Thale von Kandersteeg lagen steile Felsenhöhen und tief einschneidende Klüfte, die seiner fernern Wanderung größere Hindernisse zu bieten schienen, als die, denen er bisher begegnet war. Er ließ sich auch hierdurch nicht entmuthigen. „En avant!" commandirte er auf's neue und schritt, einen frohen Blick auf das Reiseziel werfend, munter vorwärts. Nach einem kurzen Marsche befand er sich in einem schmalen Thälchen, in welchem er zum erstenmale wieder seinen Reisegefährten, das rieselnde Bächlein erblickte. Was ihn aber noch weit mehr überraschte und erfreute, war die Entdeckung einer Alpenhütte, die hinter einem Felsenvorsprunge verborgen stand. Freilich war sie verlassen und schien schon seit langer Zeit keinem Bewohner zum Aufenthalte gedient zu haben, allein in ihrer Nähe gewahrte er die Spuren eines Fußpfades, der unfehlbar in's Kanderthal hinab-

führen mußte. Hier lag schon kein Schnee mehr. Die Kette von Anhöhen, die der Greis überstiegen, war eine Schutzmauer gegen jenes Schneegewölk gewesen, das der Sturmwind von den Hochgebirgen hinabgeschleudert hatte. Er rastete einige Minuten vor der Hütte. Dann trat er in der Ueberzeugung, noch vor der einbrechenden Dunkelheit in der Stubenthüre der Muhme zu stehen und dieser ein herzliches: bon soir! zuzurufen, auf's neue seine Wanderung an. Der Fußpfad, der freilich wenig betreten war und dessen schwache Spuren die ganze Aufmerksamkeit des Veteranen erforderten, damit er nicht noch einmal in die Irre gerieth, lief jetzt lange neben dem Bächlein hin. Dann führte er aufwärts zwischen Klippen und Gesträuch fort und senkte sich wieder herab in eine Schlucht, aus der jetzt der Wanderer das lockende Ziel seiner Reise in einer weit geringern Entfernung, als von jener Höhe, erblicken konnte. Diese Aussicht erquickte ihn ungemein. Er gedachte jetzt mit Vergnügen der überstandenen Beschwerden und Gefahren und freute sich auf das bevorstehende Abendstündchen, in dem er der Muhme Almend die Abentheuer seiner Reise erzählen würde. Durch ein Föhrenwäldchen führte der Weg jetzt sehr steil hinab. Nach einer halben Stunde lag auch dieses hinter ihm und er fand wieder einen Blick in's Freie, der ihm ganz nahe, nur noch durch ein unbeträchtliches Gebüsch von ihm geschieden, den von

der Gemmi nach Kanderſteeg führenden Paß zeigte. Links des Gebüſches ſtieg eine kleine Felſenwand, hinter der die Höhe der Gemmi hervorragte, empor. Ein neues: Victoria! ſchwebte auf den Lippen des Greiſes, er bedachte aber, daß der Sieg ſchon auf jener Anhöhe, von der er das Kanderthal wiedergeſehen, errungen geweſen ſey und daß es dem Sieger nicht wohl anſtehe, über den bezwungenen Feind mehr als einen Triumph zu feiern. Ruhiger als bisher, ſchritt er nun dem Gebüſche zu. Kein menſchlicher Laut hatte ſich bis jetzt in den Einöden, die er durchwandern müſſen, vernehmen laſſen. Indem er das Gebüſch betrat, hörte er plötzlich ein tiefes Stöhnen, einen Ton, der unverkennbar aus beengter Menſchenbruſt hervordrang. Er ſtutzte und blieb ſtehen. Nach wenigen Augenblicken traf wiederum derſelbe Ton ſein Ohr und er war nun überzeugt, daß er von dem Fuße der felſigen Anhöhe, die er ſchon früher bemerkt hatte, herkam. Ohne zu zögern richtete er ſeine Schritte nach dieſer Gegend. Er mußte ſich zwiſchen Gebüſch und Dornen durcharbeiten, aber der Gedanke, hier vielleicht einem Verunglückten Beiſtand und Rettung bringen zu können, erkräftigte ihn ſo ſehr, daß er mit der Eile eines Jünglings vorwärts drang und bald am Rande einer Vertiefung ſtand, in der ſich ihm ein eben ſo überraſchendes, wie empörendes Schauſpiel bot. Am Fuße der Anhöhe lag, wie es ſchien, bewußtlos ein ſchon

bejahrter Mann. Sein Antlitz war leichenblaß und seine Stirn mit Blut bedeckt. Aus seiner Brust drangen jene tiefen Seufzer hervor, die den Veteranen herbeigerufen hatten. Während seine Augen geschlossen blieben, suchte er mit schlaffen Händen, die sich fast unwillkührlich zu bewegen schienen, die Anstrengungen eines andern Menschen zu vereiteln, der über ihm knieete und mit großer Hast im Begriff war, dem Ohnmächtigen eine ansehnliche Geldkatze, welche dieser um seinen Leib trug, zu entreißen. Der Greis konnte das Gesicht des Knieenden, der von ihm abgewandt war, nicht sehen, er begriff aber sogleich, daß hier ein Unrecht vorgehe, daß ein gewissenloser Räuber sich des Eigenthums dessen, den er vielleicht selbst in diesen Zustand der Ohnmacht versetzt hatte, bemächtigen wolle.

„Halt da!“ rief er mit Donnerstimme, indem er sein Schießgewehr von der Schulter riß und es zum augenblicklichen Gebrauch bereitete. „Wer plündert in Friedenszeit, wer ist ein solcher Schurke, daß er sich über Blessirte und Unbewehrte hermacht? Ist das Raison? Gib Antwort, Spitzbube, oder ich füsillire dich auf der Stelle!“

„Ihr seyd es, Alter!“ antwortete mit erkünstelter Kälte eine bekannte Stimme und der wilde Heini sah, ohne seine Stellung zu verändern, zu dem Greise empor. „Kommt herab und laßt ein vernünftiges Wort mit euch reden. Der Bursch, der hier

liegt, muß vom Felsen herabgefallen seyn und hat den Hals gebrochen. Er macht es nicht mehr lange und das schöne Geld hier im Säckel kommt dann an den ersten Besten oder gar an die liebe Obrigkeit, die immer gern erndtet, wo sie nicht gesäet hat. Da ist es besser, wir beerben den armen Teufel hier auf der Stelle. Kommt nur herab, Alter! Wir machen Halb Part mitsammen und schwören einer dem andern, reinen Mund zu halten vor allen Menschen."

Als verstünde es sich von selbst, daß der Veteran in seinen Vorschlag einwilligen würde, machte er, nachdem er diese Worte gesprochen hatte, sich sogleich wieder an sein Plünderungsgeschäft, in dem ihn immer noch, freilich mit wenigem Erfolge, der Liegende zu hindern suchte.

„Noch einmal: Halt im Augenblicke oder ich gebe Feuer!" wiederholte der Greis seine Drohung. „Rührst du noch eine Hand gegen den Mann, so bist du im nächsten Augenblicke eine Leiche."

Der bestimmte Ton, in welchem diese Rede gesprochen wurde, verfehlte seinen Eindruck auf Heini nicht. Dieser richtete sich mit halbem Leibe auf, sah den unwillkommenen Störer seines Werkes mit zweifelhaften Blicken an und versetzte:

„Es kann euer Ernst nicht seyn, Alter! Die Hälfte des Geldschatzes, den dieser Säckel in sich schließt, verschmäht ein alter Soldat, der sich in der Welt um-

gesehen hat, nicht, wenn er auf eine so wohlfeile Art dazu kommen kann, wie hier. Ihr wollt vielleicht das Ganze und meint, ich solle deshalb ruhig gehen und Euch das Feld frei lassen? Aber daraus wird nichts! Halb Part oder es kommt an die Obrigkeit, so wahr ich Heini Stüßi heiße und Ihr könnt mir nichts vorwerfen von Allem, was hier vorgeht, denn Ihr habt keine Zeugen und ich schwör' es Euch in's Gesicht ab."

„Schlechter Kerl!" sagte der Veteran. „Ein Marodeur, wie du, kann freilich nicht begreifen, daß zwischen ihm und einem ehrlichen Soldaten ein himmelweiter Unterschied ist! Meinst du, ich glaube deinen Worten, du habest den Mann hier verunglückt und blessirt gefunden? Nichts da! Du hast ihn hier in den Hinterhalt gelockt, hast ihn meuchlings geschlagen und dachtest nun in aller Ruhe, ihn ausplündern zu können nach Gelüst."

„Wahrhaftig nicht!" antwortete Heini, noch immer neben dem Ohnmächtigen knieend. „Ich habe gestern Engländer über die Gemmi in's Leuker Bad geführt und kam von dort zurück, als mich plötzlich ein lauter Angstschrei von der Straße fort hierher in's Gebüsch rief. Da hab' ich den Mann denn mit dem Tode ringend gefunden und weil ihm nun doch nicht mehr zu helfen steht, so weiß ich nicht, warum ich nicht ebensowohl Glück von seinem Unglück ziehen soll,

wie es einem Andern an meiner Stelle geworden wäre. Mit Euch will ich theilen, weil Euch gerade der Zufall hierher geführt hat und nun laßt uns keine weitere Rede in dieser Sache verlieren, es wird spät und ich will vor Nacht wenigstens noch bis Frutingen.“

„Linksum Marsch!“ commandirte der Alte. „Du kannst gleich zur Retirade in's Nachtquartier blasen, ich verwehre es dir nicht; aber geplündert wird hier auch nicht eines Hellers Werth. Wahrhaftig, der Mann ist so wenig todt, wie ich, er hat nur in einer schweren Betäubung gelegen und fängt jetzt an sich zu rühren und meldet sich zum Leben als Reconvalescent und bald wieder dienstfähig! Trolle dich, Heini! Hier gibt es nichts zu erben und du verlierst deine kostbare Zeit, die du mit Scharwenzeln vor den Fremden besser anwenden kannst.“

In der That schienen auch in diesem Augenblicke die Kräfte des Liegenden sich zu beleben, er bewegte die Arme, er bemühte sich mit halb bewußtlosen Bewegungen, wie jemand, der eben aus einem tiefen Schlafe erwacht, seine Glieder zu gebrauchen und aufzustehen. Die Augen konnte er noch nicht öffnen, die Betäubung in seinem Kopfe schien sich noch am wenigsten gelöst zu haben. Heini sprang auf und hob drohend die geballte Hand gegen den Veteranen.

„So hol' euch Beide der Teufel!“ rief er ingrimmig. „Hättest du den verdammten Schießprügel

nicht zur Hand, so wollte ich wohl mit dir bald fertig werden, alter Thor! Aber hüte dich, hier auf eigene Rechnung Geschäfte machen zu wollen. Ich passe dir auf und bringst du den Mann sammt seinem Gelde nicht glücklich nach Kandersteeg, so soll das Gericht ein hartes Wort mit dir sprechen.

Mit diesen Worten eilte er in's Gebüsch. Der Greis konnte von der Erhöhung, auf der er stand, sehen, wie Heini mit raschen Schritten den von der Gemmi herabführenden Pfad erreichte und dann rechts nach der Gegend von Kandersteeg einbog. Jetzt warf er das Gewehr wieder über die Schulter und stieg zu dem Verwundeten hinab. Er hob ihn sanft empor und suchte ihn in eine sitzende Stellung zu bringen. Der Fremde schien zu empfinden, daß derjenige, der sich jetzt mit ihm beschäftigte, keine feindlichen Absichten hege. Er gab sich ruhig seinen Bemühungen hin, er strebte sie mit seinen schwach auflebenden Kräften zu unterstützen. Aus dem Bache, der ganz in der Nähe vorüber floß, schöpfte der Alte mit seinem Hute Wasser, wusch das Blut, das aus einer Stirnwunde auf das Angesicht des Mannes herabgeronnen war, ab und flößte ihm dann einige Tropfen Kirschwasser ein. Der Fremde schlug die Augen auf. Er sah des Greises ehrwürdiges Antlitz dem seinen gegenüber, er schien aus dem ganzen Wesen desselben die Ueberzeu-

gung zu schöpfen, daß ihm der Himmel hier einen Retter gesandt habe.

„Ich habe einen schweren Fall gethan, sagte er mit schwacher Stimme. Im Nebel gerieth ich vom rechten Weg ab und als es hell wurde, befand ich mich auf der Klippe, die hier aus dem Grunde aufsteigt. Ich sah den rechten Weg ganz nahe vor mir, ich wollte hinabklettern, da wich ein Stein unter meinen Füßen, ich hielt mich einige Augenblicke schwebend an einem Baumzweige, er brach und ich fiel herab. Was weiter mit mir geschehen ist, weiß ich nicht, aber wie ein Traum dünkt es mir, daß ein Mensch zu mir kam, mich hart anfaßte und berauben wollte. Ich kann mich auch wohl geirrt haben, denn noch ist mein Bewußtseyn nur schwach. Der Kopf schmerzt mich sehr, sonst bin ich, glaube ich, nirgends verletzt."

„Nein!" erwiederte der Veteran, der indessen den Zustand des Mannes genauer untersucht hatte. „Ihr habt weder Arm noch Bein gebrochen und eine kurze Ruhe wird euch Kraft genug geben, um wieder frisch avanciren zu können. Die Wunde an der Stirn ist nicht tief und die Gewalt des Falles hatte euch nur so sehr betäubt, das ihr von euch kamet. Trinkt noch einmal aus meiner Flasche und dann versucht, ob ihr aufstehen könnt. Nur ein kurzer Marsch, dann ist die Straße erreicht, mit dem Avanciren gewinnen wir frischen Muth und ehe es dunkel wird, sind wir in einem

Quartier, wo ihr so gut verpflegt werden sollt, wie im besten Feldspitale!"

„Es wird schon gehen!" sagte der Fremde, indem er der Einladung des Greises Folge leistete. „Ich fühle, daß meine Kräfte sich mit jedem Augenblicke vermehren und mit euerer Hülfe schleppe ich mich schon eine gute Strecke Weges fort."

Der Alte litt nicht, daß der Verwundete eher aufstand, als bis er ihm die Verletzung am Kopfe mit einem Tuche verbunden hatte. Dann unterstützte er ihn, so viel er vermochte, und zu Beider Zufriedenheit zeigte es sich jetzt, daß der Fremde seine Glieder besser gebrauchen konnte, als sie geglaubt hatten. Nur klagte er noch immer über einen Schmerz im Kopfe, der als eine Folge der erlittenen starken Erschütterung anzusehen war. Bald lag das Gebüsch, das sie durchdringen mußten, hinter ihnen. Sie standen auf dem Passe der Gemmi, sie sahen die Häuser von Kandersteeg in einer viertelstündigen Entfernung vor sich liegen. Der Fremde blieb stehen und blickte um sich.

„Es ist mir unbegreiflich, wie ich so nahe diesem Orte vom rechten Pfade abirren konnte," sagte er, sich auf seinen Begleiter stützend, zu diesem. „Freilich," setzte er dann in sich hineinsprechend hinzu, „ist es nun schon viele Jahre her, daß ich den Weg nicht gemacht habe, mein Gedächtniß kann die vielen Dinge,

die ich erlebt, nicht alle beherbergen und ich glaubte meiner Sache so gewiß zu seyn, daß ich im Nebel nicht auf die Wegestangen achtete, die dem Reisenden die rechte Richtung anzeigen. Aber es wäre schrecklich gewesen, so nahe am Ziele, so nahe einem großen, lang ersehnten Glücke, verderben zu müssen."

Er versank in ein düsteres Nachdenken. Der Veteran, bei dem von allen Sinnen nur das Gehör durch das Alter geschwächt war, hatte nur die ersten Worte des Mannes verstanden. Während dieser mit sich selbst sprach, wandte jener die Zeit des Stillstehens dazu an, seinen Gefährten genauer zu betrachten. Es schien ein Mann von etwa fünfzig Jahren zu seyn, obgleich Krankheit oder Beschwerden tiefere Furchen in sein Antlitz gezogen hatten, als sie diesem Alter eigen zu seyn pflegen. Er trug eine feine Kleidung. Die Reisetasche, welche der Alte neben ihm gefunden und an sich genommen hatte, war von geringem Gewichte, allein desto mehr ließ sich aus seinem Aeußern und aus der strotzenden Geldkatze, welche er trug, auf seine Wohlhabenheit schließen. Manchmal glaubte der Veteran, etwas Bekanntes in seinen Zügen zu finden, allein dieses lag so tief verborgen unter den Furchen des Angesichtes, daß es ihn auf keinen bestimmten Gedanken bringen konnte und bei längerer Beobachtung ihm wiederum als allgemein und ohne besondere Bedeutung erschien.

Des Fremden wegen mußten sie auf dem kurzen Wege zum Dorfe mehreremale stehen bleiben und ausruhen. Endlich war dieses erreicht. Der Fremde stützte sich noch immer auf den Arm des Alten, man konnte sehen, daß ihm das Gehen große Anstrengung koste, er kam nur mit langsamen, matten Schritten weiter. Jedermann in Kandersteeg kannte den alten Stäubi. Aus allen Fenstern wurden ihm Grüße zugewinkt und zugerufen, von denen er jeden mit einer ruhigen, ernsten Entblößung seines weißen Hauptes erwiederte. Als sie an dem Wirthshaus vorübergingen, sah der Alte, wie im Fluge, das tückische Antlitz des wilden Heini, der einen flammenden Blick auf ihn und seinen Begleiter warf, hinter einem Fenster vorübergleiten.

„Stehe nur auf dem Lauerposten, Spitzbube!“ murmelte der Veteran in sich hinein: „du attrapirst mich nicht auf krummen Wegen; Jean Stäubi marschirt gerade drauf los und wäre es gegen die Mündung eines vierundzwanzig Pfünders.“

In dem niedrigen Zimmer der Muhme Almend fing bereits die Dämmerung an, sich bemerken zu lassen. Die Greisin hatte eben das Gesangbuch, in welchem sie, um auf den morgenden Sonntag sich vorzubereiten, gelesen, aus der Hand gelegt, als an die Thüre des Zimmers geklopft wurde und auf ihr vernehmliches: „Herein!“ ihr alter Freund und Verehrer

aus Brienz mit einem freundlichen: „bon soir, Mühmeli!“ eintrat. So hatte er sie genannt, als sie noch ein Kind gewesen und diese Anrede war aus einem Jahr in's andere und endlich, wie eine schöne Stimme aus ihren Jugendtagen, in Beider hohes Alter mit hinüber gegangen. Er stellte ihr nun seinen Begleiter als einen blessirten Kriegscameraden vor, erzählte mit wenigen Worten, welcher Zufall ihn mit dem Fremden zusammengebracht, ohne jedoch des wilden Heini und seines räuberischen Versuchs zu erwähnen, und bat die Matrone dann für jenen und sich um Pflege und Quartier. Die gutmüthige Besorgniß der Alten erwachte sogleich, als sie die Verwundung des Mannes vernahm. Sie erhob sich aus ihrem Sorgenstuhle, näherte sich dem Reisenden, der indessen auf der warmen Ofenbank Platz genommen hatte, und hieß ihn von Herzen willkommen.

„Ich habe ein Sälbeli, das soll die Wunde bald heilen,“ sagte sie, nachdem sie dem Reisenden, der sehr ermattet schien, vorsichtig das Tuch von der Stirn gelöst und diese bei'm Scheine der Lampe, die eine Magd brachte, untersucht hatte. „Es ist von eitel Alpenkräutern bereitet und das Rezept dazu stammt noch von meines Mannes selig Großvater, aus der guten alten Zeit her. Ein Pflästerli davon auf die Wunde und ein warmes Süppchen zur Herzstärkung

darauf verzehrt, das soll euch schon gut thun und im Innersten erquicken."

Der Fremde versicherte, daß er besonders der Ruhe benöthigt sey, und daß ihn manche Sorge seines Gemüthes, mancher kummervolle Zweifel in seiner Seele mehr schmerze, als die Wunde an der Stirn. Die Muhme aber ließ es sich nicht nehmen, ihm das heilbringende Sälbchen mit eigener Hand aufzulegen, brachte ihm dann die stärkende Weinsuppe, die sie schnell bereiten lassen, und wandte sich erst, nachdem er diese auf ihr Zureden genossen, von ihm ab zu dem alten Freunde, damit nun der Fremde sich auf dem Lager, das er selbst gewählt, einiger Ruhe hingeben möge. Er streckte sich mit einem tiefen Seufzer aus und schien bald, entweder schlafend oder sich seinen Gedanken überlassend, die Umgebungen, in denen er sich befand, vergessen zu haben.

Die beiden Alten ließen sich nun an dem großen eichenen Tische in der Mitte der Stube nieder. Der Veteran saß der Muhme gegenüber und diese lauschte mit großer Aufmerksamkeit der Erzählung seiner Reiseabentheuer. Dann grollte sie mit ihm, daß er schon so frühe in der Jahreszeit die Wanderung von Brienz herauf unternommen und sich solchen Gefahren ausgesetzt habe. „Ein Paar Wochen früher oder später," sagte sie, „ist für uns Beide, die wir schon so viele Wochen hinter uns haben, ohne Bedeutung. Ihr

seyd noch immer zu rasch und jugendlich, Jean! Ihr solltet gesetzter werden. Das Soldatenleben hat euch nun einmal so gemacht und ich glaube, Ihr werdet auch nun und nimmermehr anders." — Der Veteran schien diesen Vorwurf mehr als ein Lob, denn als einen Tadel hinzunehmen. Er lächelte selbstgefällig und strich mit Behaglichkeit den greisen Schnauzbart. „Dem Mühmeli muß man schon etwas zu Ehren unternehmen!" versetzte er. „Ich dachte in dem wüthenden Wetter immer an euch und wenn ich mich selbst mit einem frischen en avant commandirte, so sah ich nur euch vor Augen, wie ihr heute Abends mir gegenübersitzen würdet und ich euch erzählte und wie es nun auch wirklich ist."

Beide sprachen mit unterdrückter Stimme, allein da auch die Muhme an einer Schwäche des Gehöres litt, so vermochten sie nicht, den Ton ihrer Rede so sehr zu mäßigen, daß nicht manches Wort von dem auf der Ofenbank ruhenden Fremden vernommen worden wäre. Dieser konnte nicht schlafen. Tausend verwirrte Bilder jagten durch sein Gehirn und machten es ihm unmöglich, die Ruhe, deren er bedurfte, zu finden. Anfangs hatte er nicht auf die Sprechenden gehört, als er aber wahrnahm, daß die wilden Gestalten der Einbildungskraft, die ihn beunruhigten, sich verminderten, wenn er seine Aufmerksamkeit auf äußere Dinge richtete, als er hörte, daß sein Retter in Brienz

wohne und von dort herkomme, da bemühete er sich, genau auf die Reden der beiden Alten zu achten, da war er in ängstlicher Spannung besorgt, daß kein Wort aus ihrem Munde ihm verloren gehe. Sein Herz klopfte ungestümer, aber er fühlte nicht den Schmerz seiner Wunde, so sehr hatten alle seine Seelenkräfte sich zu den Redenden hingewandt. Die Alten setzten, während eine Mahlzeit, wie sie die Sitte und das Land mit sich brachte, aufgetragen wurde, ihre Unterhaltung fort. Indem Beide dem guten Zieger, der trefflichen Butter fleißigen Zuspruch thaten, fragte Mutter Almend nach den alten guten Freunden in ihrem lieben Geburtsorte Brienz und verlangte einen umständlichen Bericht über Alles, was sich seit Jahresfrist dort begeben habe? Ohne daß es von ihnen bemerkt wurde, richtete sich der fremde Gast mit dem Oberleibe auf und sah mit starren Blicken nach beiden hin. Er schien irgend eine Nachricht zu erwarten, nach der seine ganze Seele verlangte, und wer in diesem Augenblicke seine von Furcht und Hoffnung, von Angst und Zweifel bewegten Züge gesehen hätte, der würde ihm eine mitleidige Theilnahme, ohne auch die Ursache seiner widerstreitenden Gefühle zu kennen, nicht versagt haben. Der Veteran erzählte indessen von seinem Sohne, wie ihm dieser seit einiger Zeit in eine trübe Stimmung versunken scheine, die ihm gar nicht gefalle, dann kam er auf den Pfarrer zu sprechen, dann auf an-

dere Bekannte aus dem Dorfe und endlich auch auf Röseli und ihre Mutter.

„Gottlob, sie leben!“ stöhnte da der Fremde und sank ruhig in seine liegende Stellung zurück. Muhme Almend und der Veteran hatten einen klagenden Ton von dem Verwundeten her vernommen, aber seine Worte nicht unterschieden. Der Alte stand rasch auf und näherte sich ihm mit Besorgniß. Als er aber den Mann still und, wie es ihm schien, in tiefem Schlafe fand, beruhigte er sich mit dem Gedanken, er habe nur geträumt und im Traume irgend einen bedeutungslosen Laut ausgestoßen. Noch lange saßen die beiden Alten zusammen und plauderten in redseliger Freude von den schönen alten Zeiten, in denen sie jung gewesen, von noch frühern Tagen, in denen sie als Kinder mit einander gespielt hatten. Aus jener fernen Vergangenheit reichten die Erinnerungen noch frisch und kräftig zu ihnen herüber, während manche Ereignisse einer spätern Zeit wie schwache, undeutliche Nebelbilder vor ihrem Gedächtnisse standen. Liebe und Freundschaft waren jung geblieben in ihren Herzen und schlossen in diese Jugend Alles ein, was mit ihnen in Verbindung stand.

Als sie sich spät erhoben, um zur Ruhe zu gehen, trat der Veteran zu dem fremden Gaste. Dieser lag unbeweglich, das Gesicht abgewandt, die Hände gefaltet, als sey er unter dem Gebete eingeschlummert.

„Er schläft;“ sagte der Greis. „Er ist gewiß ein braver Mann und hat ein reines Gewissen, denn er ist ein guter Christ, der Abends nicht ohne sein Nachtgebet einschläft. Aber hier auf der harten Ofenbank kann er doch nicht bivouackiren die ganze Nacht über! Er muß mit hinauf in die Fremdenstube, in das weiche Gastbett, dort müssen die Glieder ruhen und sich strecken, sonst sind sie ihm morgen wie zerschlagen und wäre er auch nicht die Klippe hinabgestürzt. Aber es ist wahrhaftig schade, ihn aus einem so sanften Schlafe zu alarmiren! Der arme Mann hat heute schon Strapazen genug erlitten und ich möchte ihm die Ruhe wohl gönnen, die sich endlich bei ihm in's Quartier gelegt hat.“

„Ich schlafe nicht;“ hob jetzt der Fremde an, indem er sich aufrichtete und ohne große Beschwerde seine bisherige Lagerstätte verließ: „aber ich habe sehr gut geruht und fühle mich so gestärkt, daß ich selbst ohne euere gütige Unterstützung, das Schlafgemach zu erreichen gedenke, das mir unsere freundliche Wirthin einräumen will. Während ich ruhete, ist mir eine frohe Offenbarung geworden, die ich viele Jahre lang vergeblich ersehnt habe. Mein Herz ist nun über seine wichtigste Angelegenheit beruhigt. Sorgen, die mich lange und ängstlich gequält haben, sind nun mit einemmale verschwunden und ich sehe eine Zukunft vor mir, die meine schönsten Hoffnungen erfüllt.“

Das ganze Wesen des Mannes hatte sich verändert. Der Blick, der vorher trübe und düster gewesen, strahlte von lebhaftem Feuer, die Bläße, welche seine Wangen gedeckt hatte, war einem sanften Roth gewichen, um seine Lippen schwebte ein frohes Lächeln und seine Gestalt, die früher dem Veteranen gebeugt und niedergedrückt erschienen war, zeigte sich jetzt wie von einer plötzlich erwachenden Kraft erhoben. Er bot der Muhme Almend und dem Greise, die seine Rede mit Zeichen der Befremdung gehört hatten, seine beiden Hände und fuhr fort.

„Ihr müßt es mir schon zu gut halten, wenn ich Worte spreche, deren Sinn euch nicht verständlich ist. In kurzer Zeit aber werden sie euch klar werden und ihr werdet mir es dann nicht verdenken, daß ich mich bei euch fühle, wie unter Freunden, die es gut mit mir meinen und zu denen sich mein Herz hingezogen fühlt.“

Die Muhme bestand darauf, ihm selbst sein Schlafzimmer anzuweisen. Dieses schien ihr eine unerläßliche Pflicht der Hausfrau und, da der Veteran besorgt war, ob sein blessirter Kriegscamerad wirklich im Stande sey, nur mit Hülfe eines Stockes, den er zur Stütze genommen, die Treppe, welche hinauf zum Schlafzimmer führte, zu ersteigen, so schloß er sich den beiden Vorangehenden an und wünschte, als sie sich trennten, jedem von ihnen ein freundliches bon

soir, das er aber gegen die Muhme Almend mit einer tiefern Verbeugung, wie gegen den fremden Gast, begleitete.

Die Muhme war, wenn sie gleich bei ihrem hohen Alter selbst nicht viel mehr im Haushalte schaffen konnte, noch immer ihrer Gewohnheit treu, sich frühe von ihrem Lager zu erheben und dann von ihrem Sessel aus das Regiment über das Oekonomieweſen des bedeutenden Meierhofes zu führen. Jean Stäubi, ihr treuer Verehrer, verfehlte dann nicht, wenn er zum Besuche bei ihr war, jedesmal neben ihrem Lehnstuhle zu stehen und die Anordnungen, welche die Matrone dem bei'm Frühtrunke versammelten Gesinde ertheilte, mit einem billigenden Neigen des greisen Hauptes zu bestätigen. Es war ihm immer, als habe er ein Recht hier mitzusprechen, aber er dehnte es doch nicht weiter aus, als daß er etwa einen jungen Burschen ermahnte, sich gerade zu halten und die Füße bei'm Marschiren auswärts zu setzen, oder einem Mädchen den guten Rath gab, in einer ehrerbietigen Entfernung von etwa zwei Schritten von ihrer Frau zu bleiben, wenn sie dieser etwas zu rapportiren habe.

Eben hatten sich die Dienstleute entfernt und Muhme Almend war im Begriff, den Veteranen nun auch zum Frühstücke, das bereits aufgetragen war, einzuladen, als der fremde Gast mit Stock und Reisetasche, als sey er zur weitern Wanderung fertig, her-

eintrat. Die Muhme erschrack, als sie ihn erblickte. Auf seinem Angesichte lag eine glühende Röthe, dabei zitterte er an allen Gliedern und hatte Mühe, sich mit Hülfe des Stockes aufrecht zu halten. Er schwankte zu einem Stuhle und setzte sich nieder.

„Ich muß euch verlassen," sagte er mit matter Stimme. „Ich hoffe draußen im Freien Kraft zu finden, meinen Weg fortzusetzen, ich fühle wohl, daß dieses ein gewagtes Unternehmen ist, aber es treibt mich fort zu meinen Verwandten, zu theuern Personen, die ich seit vielen Jahren nicht gesehen habe.

„Lieber Herr," versetzte Frau Almend und sah ihn mitleidig an, „es geht nicht. Es ist ein schweres Wundfieber über euch gekommen und ihr müsset ruhig einige Tage hier in Kandersteeg bei uns aushalten. Ich weiß nicht, wie fern oder wie nahe das Ziel euerer Reise ist, aber das weiß ich, daß ihr in dem Zustande, in welchem ich euch jetzt sehe, keine Stunde Weges zurücklegen könnt. Was wäre auch euern Verwandten für ein Dienst damit geleistet, wenn ihr euer Uebel verschlimmertet, wenn ihr aus Eifer, recht bald bei ihnen seyn zu wollen, doch nur das Wiedersehn verzögertet. Nein, lieber Herr! Bleibt ruhig hier im Hause, lasset euch meine Pflege gefallen, gebrauchet mein Sälbeli und ihr sollt sehen, daß in einem Paar Tagen Alles gut und heil ist!"

Der Fremde seufzte tief auf, indem er die Reisetasche abnahm und zur Seite legte. Er sah die Wahrheit der Worte, welche die wohlmeinende Alte an ihn richtete, ein, er erkannte, daß er sich entschließen müsse, ihre freundliche Einladung anzunehmen. Er that dieses auf eine Weise, die seinen herzlichen Dank für die schon empfangene Gastfreundschaft aussprach. Er wurde jetzt wie ein Mitglied des Hauses angesehen. Die Muhme holte einen warmen Bärenpelz von ihrem seligen Manne herbei und hüllte den Fröstelnden darin ein, sie nöthigte ihm einige Tassen heißen Thee von stärkenden Bergkräutern ein und verband dann seine Wunde, die, wie sie sagte, so gut aussehe, als man es nur wünschen könne.

Bald fühlte sich der Fremde heimisch unter den beiden Alten, deren Gutmüthigkeit, deren gegenseitiges Benehmen und freundliches Zuvorkommen gegen ihn selbst sein ganzes Wohlgefallen in Anspruch nahm. Er schien ein welterfahrener, weit gereister Mann. Der Veteran lauschte mit großem Behagen seinen Erzählungen. Er war sogar in der neuen Welt gewesen, hatte dort viele Jahre lang gelebt und häufigen Verkehr mit den indianischen Völkerschaften gehabt, welche die ungeheuren Wälder jenseits der cultivirten Länder bewohnen. Jetzt kam er von der italienischen Handelsstadt Genua her, wo er, ein amerikanisches Fahrzeug verlassend, zum erstenmale wieder den europäischen

Boden betreten hatte. Der Simplon, die Gemmi waren von ihm überstiegen worden und seine Absicht ging nun dahin, im Schooße seiner Verwandten, im stillen Frieden eines häuslichen Glückes seine noch übrigen Lebensjahre hinzubringen. Bei aller Ungezwungenheit, mit der er über seine Verhältnisse sich äußerte, vermied er es, seinen Namen, den Ort seines künftigen Aufenthaltes zu nennen und seine Verwandten näher zu bezeichnen. Weder Frau Almend, noch der Greis befragten ihn auch darum, denn sie ehrten viel zu sehr die alte, gute Sitte, die dem Gaste wohl will, ohne ihn durch Neugierde zu drängen. Er sprach gern von seinen Reisen und von seinen Schicksalen, er erheiterte sich selbst durch manche Erinnerungen; immer aber blieb ein Zug der Schwermuth auf seinem Antlitze, den die Muhme wohl erkannte und frühern, herben Erfahrungen zuschrieb. So gingen still und freundlich einige Tage in dem ruhigen Hausleben bei Muhme Almend vorüber. Da erklärte eines Morgens in der Frühe der Veteran, daß nun der Urlaub, den er sich selbst von Haus und Hof ertheilt habe, abgelaufen sey, daß er gleich nach dem Frühstücke aufbrechen und heute noch wenigstens eine Etappe bis Unterseen zurücklegen wolle. Auch der Fremde, dessen Wunde sich geschlossen und den schon am Tage vorher das Fieber verlassen hatte, rüstete sich zur Abreise und zeigte sich sehr erfreut, in seinem Lebensretter wieder

seinen Begleiter zu erhalten. Frau Almend war gewohnt, daß ihr alter Freund immer plötzlich aufbrach, aber noch nie war ihr so wehemüthig beim Abschiede um's Herz gewesen, wie jetzt.

„Jean," sagte sie mit zitternder Stimme und eine Thräne drängte sich in ihr Auge, „ich glaube wir haben uns zum letzten Male gesehen in diesem Leben. Ich habe es erfahren in den vielen Jahren, die vor meinen Augen hingegangen sind, daß es Ahnungen gibt, und eine Ahnung, ich werde euch nicht wiedersehn in meinem Hause, ihr werdet nicht wieder mit dem freundlichen bon soir, das jeder Frühling mir brachte, in meine Thüre treten, hat sich mir schwer auf's Herz gelegt. Lebt wohl, Jean! Ihr oder ich, einer von uns beiden geht heim, ehe der nächste Winterschnee in euerm Thale schmilzt. Aber wir wollen uns auch dort freudig wiedersehen und ruhig harren bis eins zum andern kommt."

„Wie Gott will!" versetzte der Alte, indem er sein Haupt entblößte und die innere Rührung nur mühesam unterdrückte. „Bin ich zur Avantgarde commandirt, Mühmeli, so seyd versichert, daß ich euch gut Quartier bestelle. Bis dahin: Kopf in die Höhe und Herz munter! A revoir, Mühmeli!"

Die Matrone sah aus dem Fenster ihres Stübchens den beiden Männern so lange nach, wie ihr Blick sie erreichen konnte. Bei einer Wendung des

Weges, wo die Wanderer ihr zum letztenmale sichtbar werden konnten, blieb der Vet an stehen, kehrte sich nach ihr um und grüßte noch einmal militärisch. Dann ging er schweigend mit seinem Gefährten weiter und schien in ein tiefes Nachdenken versunken. Der Fremde störte ihn nicht in diesem. Auch seine Seele schien mit Gegenständen beschäftigt, die dem Augenblicke fremd waren, und so kam es, daß die Reisenden den dreistündigen Weg nach Frutingen zurücklegten, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Als aber hier die Berge zurücktraten, als ein weites schönes Thal sich öffnete, mit dem bedeutenden Orte in seinem Schoße, mit freundlichen Matten und grünen Berghalden, als dem Blicke, in leichten Duft gehüllt, die Berge jenseits des Thuner-Sees begegneten, da öffnete sich auch des Greises Herz wieder der Heiterkeit und als wolle er einen ungewohnten, unwillkommenen Gast verscheuchen, fuhr er mit der flachen Hand rasch über die gefaltete Stirn und sagte nach seiner Weise halblaut zu sich selbst:

„Schäme dich, Jean Stäubi! Was ist's denn groß um eine kurze Trennung? Marlborough s'en va-t-en guerre, qui sait quand reviendra? So ist es an jedem Tage und mit allen Menschen und sie erwachen, um in den Krieg gegen ihren alten Feind, den Tod, zu ziehen und niemand weiß: ob und wann sie zurückkehren werden!"

Mit lauter Stimme hob er nun an, das alte Ammenlied Ludwigs des Fünfzehnten zu singen und sang noch immer munter fort, während sie den Flecken Frutingen durchwanderten. Er drückte den Bekannten aus dem Orte, die ihm begegneten, grüßend die Hand, ließ sich aber durch ihre Annäherung in seinem Gesange nicht stören. Das frische, kräftige Leben, das aus der Seele der Greises drang, ergriff und erhob auch seinen Begleiter. Er sah mit freiern Blicken um sich, die Gegend, die sich nach dem Thuner See hin ausbreitete, schien seine Aufmerksamkeit zu erregen, sie schien selbst seinen Empfindungen eine lebhafte Theilnahme abzugewinnen. Seine Blicke hingen glänzend an den Anhöhen jenseits des Sees, sie sprachen zu ihnen, wie zu alten Freunden. Jetzt bog der Weg um eine Gebirgshöhe, jetzt traten sie um ein kleines Fichtenwäldchen und der Spiegel des Sees blickte im Glanze des Sonnenlichtes zu ihnen herauf, fernher die hochgelegene Kirche und der freundliche Friedhof von Thun. Da blieb der Fremde stehen, ließ die Blicke über den See hinschweifen, rechts hinab, wo er durch die Aar mit dem Brienzersee verbunden wird, und faltete die Hände wie zu einem stillen Gebete. Aus seinen Zügen sprach freudige Rührung, ein Dankgefühl, wie es der empfindet, der nach langer Meeresfahrt, nach Stürmen und widrigen Erfahrungen die Küste der Heimath wiedersieht. Der Veteran hatte sein Zögern

nicht bemerkt. Bald war der Fremde Herr seiner Empfindungen geworden und holte ihn mit geringer Anstrengung wieder ein.

„Es ist ein herrliches Land, dieses Schweizerland;“ sagte er mit bewegter Stimme. Ich habe es gesehen, als ich noch jung und kräftig war und jetzt als ein Mann, dem das Alter nahe ist, den Sorge und Kummer vor der Zeit niedergedrückt haben, erfüllt mich sein Anblick wieder mit Empfindungen der Jugend. Alter, ihr seyd mir lieb geworden und ich kann mich noch nicht so bald von euch und dieser reizenden Stelle trennen! Gönnt mir einen kurzen Aufenthalt in eurem Hause, dort kann ich vielleicht schon eine Kunde von meinen Verwandten erhalten, dort finde ich hoffentlich schon die Ruhe des Gemüthes, der ich so sehr bedarf.“

Seine Blicke hingen, während er diese Bitte laut werden ließ, mit Unruhe und Erwartung an den Lippen des Greises.

„Topp!“ sagte dieser ohne Zögern zu seinem Gefährten und hielt ihm die Hand zum Einschlagen hin. „Ihr casernirt mit mir in meinem eigenen Gemache, denn bei dem Sohne würdet ihr wenig Raum und Ruhe finden. Der trommelt auf dem Claviere, hält Schule oder läßt die Kinder singen den ganzen Tag über. Unsere Menage soll euch schon gefallen.

Ihr seyd mir willkommen! Denkt nur nicht zu bald an den Abmarsch.“

Ein schöner Bund der Gastfreundschaft war geschlossen. Die beiden Männer gingen im traulichen Gespräche am reizenden Seeufer hinauf, dem Flecken Unterseen zu.

Nicolaus Stäubi hatte indessen daheim in Brienz einen recht frohen Tag gehabt. Er war ihm um so herrlicher erschienen, da es gerade ein Sonntag war, an dem er sich immer heiterer gestimmt fühlte, als gewöhnlich, und wo es ihm dünkte, als hätten nicht nur die Menschen, sondern auch die ganze Natur ein eigenes Feierkleid angelegt. Das war gewiß, daß die Sonne, die an einem Sonntage schien, glänzender und wärmer strahlte, daß der Wälder und Wiesen Grün freundlicher von Berg und Thal blickte, daß der Gießbach melodischer rauschte, der See ruhiger und milder aus dem Grunde heraufleuchtete, daß alle Blumen schöner dufteten und die Majestät, welche die Gipfel der Eisberge umgab, edler und ernster aus ihrem Himmelssitze in die Herzen der Menschen herabsprach! Auf diese Sonntagslust hatte der Schullehrer auch schon ein Lied gedichtet, das er immer, wenn er Sonntags zum Ufer des Sees hinabging, wo ihn einige Knaben mit dem Nachen erwarteten, um ihn zur Kirche zu

führen, für sich hinsang. Es war ein einfaches Lied, aber ihm recht aus der Seele gedrungen:

«Nichts gleicht der Sonntagsfreude
Wohl auf der weiten Welt,
Die Erde trägt Geschmeide,
Das Herz ist froh erhellt.

Es zieht ein stiller Frieden
Durch alle Schöpfung hin,
Am Himmel und hienieden
Lebt einer Andacht Sinn.

Sie neigt am frühen Morgen
Vom Himmel sich herab,
In's Menschenherz voll Sorgen,
Dem sie dann Tröstung gab.

Sie ruft es auf zur Feier,
Zu Hoffnung und Vertrau'n,
Die will das Herz dann freier
Im Sonntagslicht erschaun.

Du Ruhe nach Getümmel
Die ich so schwer vermißt:
Du mahnst mich an den Himmel,
Wo's immer Sonntag ist!»

Mit dem letzten Verse dieses Liedchens im Munde, kam er auch an dem Sonntagsmorgen, der ihm noch höhere Freude bringen sollte, am Seeufer an, nickte lächelnd den harrenden Knaben zu und betrachtete,

während ihn diese zum Dorfe übersetzten, in stiller seliger Freude Alles was ihn umgab. Unbemerkt grüßte er nach Röseli's Wohnung hin. Auch auf diese hatte sich der Sonntagsglanz verbreitet und ein freundliches Bild, wie jetzt das liebe Mädchen im sonnebeglänzten Stübchen sich sorglich und emsig bewegen möge, stieg in seiner Seele empor. Als er sich aber am Ufer befand und den Weg nach der Kirche antrat, suchte er dieses Bild aus seinem Innern zu verbannen, alle seine Gedanken auf die bevorstehende heilige Handlung zu richten und in ernster, würdiger Haltung die Ehre seines Amtes zu behaupten. Die Landleute, die von allen Seiten zur Kirche kamen, grüßten ihn ehrerbietig und wichen ihm aus, indem sie, nach einer hergebrachten Sitte, ihm in einer Doppelreihe folgten. Stäubi nahm das als eine Ehrenbezeugung an, die ihm, nach dem Pfarrer, gebühre und näherte sich mit seinem ansehnlichen Gefolge im feierlichen Schritte dem Eingange der Kirche. Hier aber harrte seiner eine Ueberraschung, gegen die das Gefühl seiner Amtswichtigkeit nicht aushalten konnte. Röseli stand mit niedergeschlagenem Blicke an der Kirchthüre und wartete, daß er eingetreten seyn möge, um dann als ein ehrerbietiges Pfarrkind sich dem Zuge anzuschließen. Sie war lange nicht in der Kirche gewesen und wenn sie in dieser erschien, so war das immer ein Zeichen, daß die Mutter sich besser befinde als gewöhnlich und sie wohl die

Pflege Röseli's auf ein Paar Stunden missen könne. Stäubi konnte bei dem lange entbehrten und unerwarteten Anblicke Röseli's den Ernst, in den er seine Züge gelegt hatte, nicht bewahren. Er mußte ihr freundlich zulächeln, in seiner Verwirrung machte er eine Bewegung mit der Hand, die das betretene Mädchen zum Vorangehen in das Gotteshaus einladete. Röseli befand sich in großer Verlegenheit. Um diese zu endigen, wußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie dem Winke Stäubi's Folge leistete und rasch in die Kirche schlüpfte. Man lächelte und zischelte hinter dem Rücken des Schulmeisters; da aber schon lange im Dorfe die Rede ging, daß er ein Auge auf Röseli habe und Stäubi bei jedermann beliebt, war, so wurde der Sache nur im wohlwollenden Scherze gedacht.

Wer konnte sich glücklicher fühlen, als Nicolaus Stäubi am heutigen Morgen? Von seinem erhabenen Sitze vor der Orgel vermochte er nur mit einer kleinen Wendung des Hauptes Röseli zu erblicken, zwar nicht ihr liebes Angesicht, denn sie saß mit gebeugtem Haupte in Andacht und stilles Gebet versunken, aber die ganze liebe Gestalt, in der das, was ihm eigentlich an ihr theuer war, die treue Seele und das reine Gemüth wohnten. Er konnte sich nicht helfen, es war ihm, als feiere er in den Klängen der Orgel, die dem Höchsten zum Preise ertönten, auch das sein

Herz beseligende Ereigniß mit. Er hatte noch nie mit solcher Begeisterung gespielt wie heute und als nun das Vorspiel vorüber war und die Gemeinde mit dem mächtigen Choralgesange einfiel, da dünkte es ihn, als unterscheide er doch aus der gewaltigen Tonmasse die liebliche Stimme Röseli's und sie klang in seinem Innersten nach, wie ein Ton aus jener schönen Zeit, in der er noch aus ihrem Munde seine Lieder hören durfte. Unter der Predigt bemühte er sich, seine Aufmerksamkeit auf diese zu richten, aber es wollte nicht gehn. Immer mußte er wieder nach Röseli blicken und als er anfing sich Vorwürfe über diese Zerstreutheit zu machen, sagte er sich auch wiederum selbst, daß der liebe Gott ja unmöglich eine Sünde in dem finden könne, was er selbst in das Menschenherz gelegt habe. Sein Glück hörte nicht auf, als die Kirche zu Ende war, als die Gemeindeglieder und mit ihnen Röseli sich entfernt hatten. Er lebte viel zu sehr in seinem Innern, als daß er das, was so tief in dieses gedrungen war, mit der äußeren Anregung wieder verloren hätte. Er nahm die Seligkeit dieses Morgens in seiner Brust mit heim, er hatte auf viele Tage hin noch an ihren Freuden zu genießen.

Stäubi hatte während der Kirche sich so sehr den Empfindungen überlassen, mit denen ihn Röseli's Gegenwart erfüllte, daß ihm ein Auftritt, der den Anwesenden Störung und Anstoß verursachte, ganz

entgangen war. Mitten im Präludium hatte sich mit Geräusch die Kirchthüre geöffnet und Hanna war, in Seide gekleidet, mit einem städtischen Federhute geschmückt, ganz im Putze einer vornehmen Dame hereingerauscht. Ohne eine ihrer Bekanntinnen zu grüßen, drängte sie sich zu den vordersten Frauensitzen vor und nahm einen von diesen ein. Aus ihren Blicken sprach Uebermuth, ihr ganzes Wesen trug das Gepräge des befriedigten Stolzes, eines Triumphes, den sie endlich feierte. Sie bemühte sich, ganz das Betragen der Weltdamen nachzuahmen und dieses glückte ihr um so eher, da sie von der Anmuth ihrer Person und einer natürlichen Ungezwungenheit unterstützt wurde. Ein junger Mann, der sie begleitet hatte, war in der Nähe des Einganges stehen geblieben. Es war ein Fremder, man kannte ihn unter der Benennung des polnischen Grafen. Seine Blicke wichen nicht von Hanna, deren Reize durch den Prunk der Kleidung erhöht, in der That mit denen der bewundertsten Londner und Pariser Schönheiten die Vergleichung aushalten konnten. Man war seine Gegenwart in Brienz schon gewohnt. Vor einigen Wochen war er von Luzern über den Brünig gekommen und hatte den See befahren. Da sah er zum erstenmale Hanna, da wurde sein Herz von einer Leidenschaft ergriffen, welcher der junge Mann, der daheim keine Beschränkung gekannt hatte, sich willig hingab. Er miethete sich in Interlaken ein, kam fast

täglich über den See herüber nach Brienz und wurde ein gern gesehener Gast im Hause von Hanna's Oheim. Diese hatte seine Leidenschaft errathen, ehe er sie noch aussprach. Als nun aber seine Gefühle Worte gewannen, als er sie mit dem Feuer der glühendsten Liebe beschwor, die Heimath zu verlassen und mit ihm auf Reisen zu gehen, oder in irgend einer großen Hauptstadt als seine Freundin, in einer Lage, die ihrer Vorzüge würdig sey, zu leben; da hatte sie ihn mit Ernst und Strenge zurückgewiesen, aber ihn dennoch merken lassen, daß auch sie ihm geneigt sey und wohl eine Verbindung mit ihm eingehen würde, wenn diese anders durch den Segen der Kirche geheiligt werde. Eine solche Erklärung schien der leidenschaftliche Jüngling nicht erwartet zu haben. Er entfernte sich stumm, mürrisch und finster. Mehrere Tage lang blieb er von Brienz abwesend. Hanna's Seele war indessen allen Stürmen der Furcht und Hoffnung hingegeben. Sie sah das Ziel, nach dem sie strebte, noch weit glänzender, wie sie je gedacht hatte, vor ihren Blicken, es schien ihr nahe, daß sie es jeden Augenblick erreichen zu können glaubte, ihre Eitelkeit versicherte sie, der Pole könne nicht von ihr lassen; dann wiederum erkannte sie auch die Größe des Opfers, das sie von ihm verlangte, dann ergriff sie eine tödtliche Angst, daß er vor diesem zurückschrecken werde, daß sie dann, welche die Leute im Dorfe schon an-

fingen spöttisch die polnische Gräfin zu nennen, ein Gegenstande des Hohnes ihrer bisherigen Neiderinnen, des Kinderspottes und der Verachtung werden würde, welche diejenigen, über welche sie sich erheben wollen, sie im vollen Maße empfinden lassen möchten. Die Qualen dieser Zweifel waren so groß, daß Hanna selbst sich gestand, die Befriedigung ihrer Wünsche möchte sie schwerlich aufwiegen können. Endlich nach drei ewig langen Tagen erschien der Graf wieder in Brienz. Er hatte vergebens gegen seine Leidenschaft gekämpft, er erklärte sich entschlossen, Hanna zu dem Range seiner Gemalin zu erheben, ihrem Oheim einen lebenslänglichen Jahrgehalt auszusetzen. Hanna war außer sich vor Entzücken, allein sie suchte dieses zu verbergen, so gut sie es vermochte, sie zeigte dem Grafen nur ihre Liebe, nicht ihren Stolz, sie fühlte wirklich mehr als Dankbarkeit gegen den schönen jungen Mann, der ganz Zärtlichkeit für sie war. Mit unruhiger Hast drang er nun auf die Beschleunigung ihrer Verbindung. Da waren aber noch manche Dinge zu berichtigen, welche diese verzögerten. Hanna's Vater war in der Fremde gestorben und man mußte den Todtenschein kommen lassen, von dem Grafen selbst verlangte man eine Legitimation, daß er unabhängig und Herr seiner Hand sey. Die Unterhandlungen hierüber wurden mit dem Pfarrer unter dem Siegel des Geheimnisses gepflogen. Indessen kam der Sonntag heran, an welchem sich

Hanna zum erstenmale öffentlich in der Kirche als Braut zeigen wollte. Der Graf hatte ihr bereits kostbare Kleidungsstücke, die er von Bern verschrieben, zum Geschenk gemacht. Ihre Erscheinung in der Kirche, von diesem die Dorfbewohner überraschenden Glanze umgeben, mußte das größte Aufsehen erregen. Es schien nun allen gewiß, daß Hanna in einem strafbaren Verhältnisse zu dem Polen stehe, es schien ihnen der höchste Grad von Sittenverderbtheit, daß sie sich an geweihter Stätte offenbar als Theilnehmerin eines solchen Verhältnisses zeigte. Niemand ahnte die Wahrheit, bis diese allen klar wurde, als nach vollendeter Kirche Hanna's Oheim zu den vor der Kirchthüre versammelten Leuten trat, mit der Hand nach seiner Nichte, die am Arme des Grafen in's Dorf hinabschritt, hinwies und sagte: „Ein schönes Paar, die zwei jungen Leute! Sie werden Freude aneinander erleben. Er hat Geld in Hülle und Fülle, sie ist schön und klug: was kann ihnen fehlen? In vier Wochen ist Hochzeit und dann soll es einmal in Brienz hoch hergehn, wie noch nie.“ Diese Entdeckung verbreitete sich noch bis zum Mittage im ganzen Orte, nur nicht zu Röseli's Wohnung, in welche selten ein Besuch trat. Auch sie hatte die ehemalige Freundin in der Kirche bemerkt, auch sie hatte ihre Stellung zu dem Polen beurtheilt wie die übrigen und war mit einem Herzen voll Kummer über das Seelenverderben Han-

na's nach Hause gegangen. Erst am Abende kam eine redselige Nachbarin und erzählte die unerhörte Neuigkeit. Andere Dinge, die sich noch am Nachmittage ereignet hatten, wurden zugleich mitgetheilt. Hanna war mit dem Polen auf dem See gefahren. Die Sängerinnen hatten das Paar mit Liedern erheitern müssen, ohne daß ihre ehemalige Genossin mit eingestimmt und eine von ihnen einer traulichen Rede gewürdigt hätte. Der Graf hatte seiner Braut viele Liebe erwiesen, oft aber war auch eine Zerstreuung, eine Unruhe über ihn gekommen, die man einer Reue über seinen gefaßten Entschluß zuschreiben wollte. Hanna hatte ganz glücklich, ganz zufrieden geschienen. Die Sängerinnen waren nach vollbrachter Fahrt auf das reichlichste beschenkt worden. Als Hanna schon einige Schritte am Ufer gethan hatte, war ihr plötzlich die Kräuter-Kätti entgegen getreten. Wie vor einem bösen Geiste war das Mädchen bei ihrer Erscheinung zurückgeschreckt; dann hatte sie wieder eine stolze Miene angenommen und dem Polen einige Worte in's Ohr geflüstert, worauf dieser dem Weibe ein Goldstück geschenkt. Die Kräuter-Kätti aber hatte ihnen lange nachgesehen und zu den später vom Ufer heraufkommenden Schifferinnen gesagt: „Sie wird nimmer erhalten, was sie schon glaubt zu besitzen, das Unglück wird sie erreichen statt des Glückes und das Geld und Gut, nach dem sie trachtet, bewacht der böse Feind. Habt ihr

nicht gesehen, wie auf seiner und ihrer Stirn schon das Verderben seine Zeichen eingeschrieben hat, daß es sie richtig finde? Alles kommt zu seiner Zeit und der Tod ist aller Orts geschäftig, zu Wasser und zu Lande." Diese bedeutungsvolle Rede der Kräuter-Kätti hatte den tiefsten Eindruck gemacht. Man setzte in die Worte der sogenannten klugen Frau ein unbeschränktes Vertrauen, man glaubte sie im Besitze einer prophetischen Kraft, die sich auch schon bei mancher Gelegenheit bewährt hatte. Röseli wußte wohl, daß es ebendiese vermeinte prophetische Kraft sey, die Hanna zu Hochmuth und eitlem Streben verleitet hatte, sie sah ein, daß es keines Wahrsagergeistes bedürfe', um in dieser ungleichen Verbindung Unheil und traurige Folgen voraus zu erblicken. Aber es gab ihr doch eine Beruhigung, daß Hanna dem Grafen in Ehren angehören solle, daß sie nicht so tief gesunken sey, wie man ihr nachgesagt hatte.

Im Uebrigen hatte Röseli heute auch einen frohen Tag erlebt. Freilich hatten ihr nicht so viel Freudenlichter geleuchtet, wie dem Stäubi, der aus einem heitern Sonnenstrahle sich eine ganze in Freudenfeuer glänzende Schöpfung entspinnen konnte, aber sein Anblick, sein wohlverstandner freundlicher Gruß, der zu sagen schien: „ich bin dir noch immer gut vor allen Andern!" Dann der Umstand, das die Mutter heute', nach langer Zeit zum erstenmale wieder ihr Krankenlager verlassen

hatte, erfüllten ihre Seele mit einer stillen Zufriedenheit, die wohl durch das, was sie von Hanna sah und hörte, gestört, aber nicht vernichtet werden konnte. Sie hatte sich nun in ihr Schicksal, immerdar von Stäubi getrennt zu leben, ergeben. Es schien ihr auch schon recht schön und genug zu ihrem Herzensfrieden, daß sie ihn manchmal sah, daß sein Gruß herzlich und innig zu ihr sprach, daß sie, wann sie wollte, hinaufblicken konnte zu der freundlichen Wohnung, in der er lebte, zu welcher sie, als sie noch ein Kind gewesen, so oft freudig gewandelt, um die Ermahnungen des gütigen Lehrers zu vernehmen, den sie jetzt nicht anders wie damals zu lieben glaubte. So war sie in ihrer Entsagung glücklicher, als Hanna, die bei aller Fülle von Hoffnungen, in der sie jetzt schwebte, oft von der düstern Stimmung des Bräutigams, die mit Zuständen ausschweifender Lustigkeit wechselte, beunruhigt wurde. Allen Fragen, welche sie wegen jener Verstimmung an ihn richtete, suchte er auszuweichen oder beantwortete sie mit dem Vorgeben irgend einer Unpäßlichkeit, der jedoch sein blühendes Aeußeres widersprach.

Stäubi trug die Seele noch voll Sonntagsfreude und triumphirender Orgelklänge, als sein Vater mit dem fremden Gaste von Kandersteeg zurückkehrte. Der Fremde schien in einer seltsamen Erregung,

als er vor dem Schulhause stand und hinab auf den See und das Dorf blickte.

„Vor langen Jahren habe ich schon einmal auf dieser Stelle gestanden," sagte er zu Nicolaus, der, während der Vater in's Haus ging um Gewehr und Ranzen abzulegen, bei ihm geblieben war, „aber es war damals noch Vieles anders, wie jetzt. Das Dorf zählte weniger Häuser; hier, wo der Rasenhügel sich wölbt und eure Wohnung steht, war ein öder, unerfreulicher Fleck und der Gießbach, von keiner Schutzwehr gedämmt, brach oft aus seinen Ufern hervor und ließ die Spuren seiner zerstörenden Wuth zurück. Dorthin geht der Weg über den Brünig in das Sarner Land, dort hinauf an der Aar in's Hasli. O, ich kenne sie noch alle recht gut die Wege und Stege, die ich damals gewandelt bin! Auch jenes kleine Haus zunächst der Aar stand damals schon. Sprecht," setzte er dringend und hastig hinzu, „wer bewohnt es jetzt? Ich erinnere mich, in jener Zeit dort eingesprochen zu haben und freundlich aufgenommen worden zu seyn."

„In dem Häuschen lebt eine Wittwe mit ihrer Tochter," versetzte Stäubi seufzend, „redliche, herrliche Leute, aber arm und, wie es den Armen so oft geht auf der Welt, noch von anderm Unglück heimgesucht."

„Eine Wittwe?" fragte befremdet der Reisende. „Der Mann schien so rüstig — sollte er plötzlich gestorben seyn?"

„Ach nein!“ antwortete Stäubi: „man nennt sie nur die Wittwe Wälti, aber mit Gewißheit ist sie es eigentlich nicht. Ihr Mann ist ihr fortgegangen vor vielen Jahren in die weite Welt, darüber härmt und grämt sie sich noch immer; im Dorfe glauben die Leute, er sey längst gestorben und deshalb und weil sie so gar arm und betrübt ist, heißt man sie die Wittwe. Wer kann auch wissen, ob sie es nicht wirklich ist? Er hätte doch einmal geschrieben in der langen Zeit, er hätte sich wohl nach Frau und Kind erkundigt, wenn er noch am Leben wäre! Sie aber hält an dem Glauben fest, daß er noch lebt, daß er einmal wiederkehren und sie dann gesund und glücklich werden wird.“

„Ein fester Glaube trügt nicht;“ sagte mit gerührter, bebender Stimme der Fremde. „Schon Mancher ist aus der engen Heimath hinausgetreten in das große Weltgewühl, um ein besseres Glück zu finden, als er daheim zu haben vermeinte, und wenn er dann nach vielen Jahren als ein ganz anderer, an Erfahrung, an Klugheit gereift, zurückkehrte, dann fand er doch, daß es nirgends besser sey, als an der kleinen Stätte seiner Geburt, bei den seinigen, die ihm die alte Liebe treu bewahrt hatten.“

Der Fremde fühlte sich ermüdet. Noch waren die Folgen jenes Wundfiebers, das ihn in Kandersteeg ergriffen hatte, nicht ganz vorüber. Nicolaus führte

ihn in des Vaters Zimmer, wo er der Ruhe pflegen konnte und begab sich dann zu dem Veteran, der ihm nun tausend Grüße von dem Mühmeli ausrichtete und seine Abentheuer erzählte. Dem Sohne schauderte es durch Mark und Bein, als er die Gefahren, welche der Greis ausgestanden hatte, vernahm. Was war dagegen seine Wandrung auf's Rothhorn gewesen, wie gering schien ihm jetzt, was er dem Röseli zu Ehren am Sanct Jacobsabend unternommen? Des Vaters Erzählung hatte ihm den Fremden, der ihn durch sein ganzes Wesen schon anzog, noch lieber gemacht. Er sah ihn im Geiste vor sich, wie er hülflos dalag, wie ein unbekannter Räuber — der Veteran hatte den wilden Heini nicht genannt — sich über ihn herstürzte, um sich seines Eigenthums zu bemächtigen. Aber der Vater erschien ihm in dieser Sache auch von einer neuen Glorie umgeben! Hatte er nicht den Bösewicht vertrieben, wie ein Held, stand er nicht da, wie auf alten Heiligenbildern der heilige Georg, der den Drachen besiegt? Dennoch mußte er immer wieder an den Fremden denken. Aus seinen Zügen sprach eine Schwermuth, die den gefühlvollen Nicolaus mit lebhafter Theilnahme erfüllte. Er mußte viel Trauriges erfahren haben, er mußte noch an einem tiefen Kummer leiden. „O, wenn er nur einige Wochen hier bleibt," sagte Stäubi zu sich selbst, „wenn er nur erst einige Freudensonntage mit mir erlebt hat hier auf der kleinen

Alp und am See, dann wird's auch ihm heiter und friedlich werden in der Seele, dann werden seine traurigen Gedanken hinaufziehn zum Himmel, an dem sie alle zu Hoffnungen werden und zu freundlich tröstenden Stimmen aus einer glücklichen Zukunft."

Gegen Abend fand sich der fremde Gast zu Nicolaus, der auf der Bank vor dem Hause saß und lächelnd nach der untergehenden Sonne blickte. Der Fremde versicherte, daß er sich jetzt stark genug fühle, um einen Gang in's Dorf zu machen, er fügte hinzu, daß er die Frau Wälti als eine alte Bekannte, die sich vielleicht seiner noch erinnere, besuchen wolle und bat den Schullehrer ihn zu begleiten. Stäubi lächelte verlegen und erwiederte:

„In's Dorf recht gern, lieber Herr! Auch zu Frau Wälti begleitete ich euch eben so gern, aber ich darf nicht."

„Ihr dürft nicht?" sagte verwundert der Fremde. „Das scheint mir unbegreiflich. Ihr seyd doch als Schullehrer wohl bekannt bei allen Einwohnern des Ortes und habt auch gewiß früher die Tochter der Frau im Unterrichte gehabt?"

„Eben der Tochter wegen;" erwiederte noch immer verlegen Stäubi. „Aber laßt das beruhen, lieber Herr! Es hat eine eigne Bewandniß mit dieser Sache und ich habe mir gelobt, sie still im Herzen zu bewahren, wo sie auch gut aufgehoben ist."

Der Fremde ging nachdenkend neben Stäubi zum See hinab. Die Sonne verschwand hinter den westlichen Bergen, während sie in dem Nachen des Schullehrers überfuhren, und als sie das Ufer betraten, war es schon dämmerig. Stäubi beschloß, während der Fremde bei Röseli's Mutter verweilen würde, den Pfarrer zu besuchen; später wollten sich die beiden Männer am Landungsplatze wiederfinden. Mit hastigen Schritten eilte der Fremde dem Häuschen am Ende des Dorfes zu. Vor der Thüre schöpfte er tief Odem; er blieb stehen und lauschte, aber er vernahm keinen Laut im Innern der Wohnung, da öffnete er langsam die Thüre und trat ein. Frau Wälti saß im Lehnstuhle vor ihrem Lager, Röseli hatte ihr eben aus einem Gebetbuche vorgelesen und legte, durch die einbrechende Dunkelheit am weitern Lesen verhindert, das Buch bei Seite. Sie stand auf und ging dem Eintretenden entgegen, indem sie nach seinem Begehren fragte. Der Mann starrte sie, er starrte die Mutter an, ohne ein Wort zu sprechen. Dem Röseli wurde bang. Sie wiederholte mit ängstlicher Stimme ihre Frage. Da schien der Fremde sich zu besinnen, da trat er näher zu der Frau im Lehnsessel und sagte in einem gepreßten, gewaltsam gemäßigten Tone:

„Ich komme weit her, Frau Wälti, um euch frohe Nachricht zu bringen. Euer Mann läßt euch grüßen, er lebt, es geht ihm wohl —"

„Ewiger Gott!“ rief auſſer ſich Röſeli's Mutter. „Dieſe Stimme kenne ich, ich würde ſie erkennen am Rande des Grabes — das iſt kein Bote von ihm, das iſt er ſelbſt.“

„Ich bin es,“ erwiederte der Mann und ſchloß die ſtürmiſch bewegte Frau, die ſich mit Anſtrengung von ihrem Sitze erhoben hatte, in ſeine Arme.

Wir wenden uns von dieſer Szene des Wiederſehens, die wir mit der Wahrheit und Fülle ihrer Empfindungen doch nur vergebens zu ſchildern verſuchen würden, ab, um einen Blick auf die bisherigen Schickſale Wälti's zu werfen. Er hatte Frau und Kind, Heimath und Vaterland mit dem feſten Entſchluſſe, nicht eher zurückzukehren, nicht eher von ſich hören zu laſſen, als bis er ſich ein Vermögen erworben habe, das daheim in Brienz für anſehnlich gelten könne, verlaſſen. Er hielt um ſo feſter an dieſem Vorſatze, da er die Frucht einer verzeiflungsvollen Stunde war, die ihm unvergeßlich blieb. An der Grenze der Schweiz fand er bei einem reichen Engländer ein Unterkommen als Bedienter. Dieſer hatte nirgends Ruhe. Mehrere Jahre lang durchzog er mit ihm Europa, dann folgte er ihm nach Amerika. In New-York wurde der Engländer von einer Krankheit befallen, an der er nach wenigen Tagen ſtarb. Wälti ſtand nun wieder allein, ohne Erwerb, ohne Beſchäftigung. Die wenige Baarſchaft, die er ſich erſpart hatte, drohete unter

vergeblichen Bemühungen, eine andere Stelle zu erhalten, zu Ende zu gehen. Da hörte Wälti von einem Manne, der erst mit einer geringen Last Waaren sich in die ungeheuern Waldungen des Innern gewagt hatte, um dort mit den Wilden einen Hausirhandel zu treiben, der dann von Jahr zu Jahr mit dem gemachten Gewinne sein Geschäft erweitern konnte, und zuletzt sich als Kaufmann in Philadelphia etablirt habe, wo er in den ansehnlichsten Vermögensverhältnissen noch lebe. Diesen Weg zum Glücke, so gefährlich und mühevoll er ihm auch geschildert wurde, entschloß sich Wälti zu betreten. Er war ein kräftiger, unerschrockener Mann und hatte sich früher auf Alpenwanderungen an Beschwerden und Entbehrungen gewöhnt. Er begab sich in eine der letzten Grenzstädte, an deren Gebiet die mächtigen Waldungen stießen, in welchen die einzelnen Stämme der Indianer ihre Wohnstätten aufgeschlagen hatten. Mit dem Reste seiner Sparpfennige kaufte er hier einen kleinen Vorrath von Gegenständen ein, die, wie er sich überzeugt hatte, von den Indianern gesucht wurden. Er hatte im Dienste seines Herrn geläufig Englisch sprechen gelernt, im Französischen konnte er sich auch zur Noth verständlich machen. Ein alter Indianer, der schon seit einiger Zeit jene Grenzstadt bewohnte, gab ihm Rath und Anweisung, wie sein Unternehmen gelingen könne. Er sagte ihm, daß es unter den Wilden noch viele alte Krieger gebe, die aus

den frühern Zeiten, wo sie die Verbündeten der Engländer oder Franzosen gewesen, noch eine von beiden Sprachen verständen; auch lehrte er ihn einige indianische Redensarten, mit denen er bei den nächsten Stämmen Eingang finden würde. An einige ihrer Oberhäupter gab er ihm Grüße und Zeichen, aus wunderlich zusammen geflochtenen Weidenzweigen bestehend, mit. So ausgerüstet trat Wälti seine erste große Wanderung an. Das Glück begünstigte ihn. Schon bei den Nachbarstämmen, an die der Alte ihn empfohlen, setzte er seinen ganzen Vorrath von Waaren ab und brachte im Tausche gegen diese eine reiche Last von Naturproducten, von werthvollen Thierfellen und Pelzen zurück. Sein Geschäft wurde nun ein doppeltes: im Winter zog er von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken, um die Gegenstände, die er von den Wilden eingehandelt hatte, zu Geld zu machen; im Sommer wanderte er in die Wälder und drang immer weiter zu entlegenern Stämmen vor, bei denen er im Maßstabe der Entfernung von cultivirten Orten, einen größern Vortheil fand. Nie wurde ihm auf diesen weiten, einsamen Wanderungen die Zeit lang. Er war im Geiste daheim bei den Seinigen, er sah im Geiste sein Röseli aufwachsen, zur Jungfrau erblühen und als eine getreue Gehülfin der Mutter sich um diese bewegen. Unzähligemal erlebte er, in diese süßen Träumereien versunken, den Augenblick

des Wiedersehns, auf das er in einem unerschütterlichen Vertrauen rechnete. Er war jetzt ein anderer Mann geworden, als damals, da er sein Dorf verlassen. Schon während der Reisen, die er mit seinem verstorbenen Herrn in Europa gemacht, hatte sich sein natürlicher Verstand weiter ausgebildet, in vielfachen Erfahrungen waren seine Ansichten gereift, in den schweigenden Wäldern Nordamerika's, im Umgange mit den ruhigen, gleichmüthigen Indianern hatte sich jene Heftigkeit verloren, die ihm das kärgliche, entbehrungsvolle Leben in der Heimath unerträglich gemacht hatte. Oft fühlte er sich versucht, den Vorsatz, keine Kunde von sich zu geben, zu brechen; dann aber schien es ihm wieder so gar herrlich, unerwartet daheim zu erscheinen, Glück und Segen zu bringen wie ein guter Geist in einem Kindermärchen, dann dünkte ihm das Ziel seines Strebens so nahe, daß er den alten, beim Abschied aus dem Vaterlande gefaßten Entschluß erneuerte und mehr und mehr in sich befestigte. Viele Jahre gingen vorüber, ehe er sich sagen konnte: Dein Werk ist gethan, Wälti! Du kannst nun als ein gemachter Mann in die Heimath zurückkehren. Endlich kam auch diese Zeit. Wälti konnte berechnen, daß ihm nach Abzug der Reisekosten so viel von seinem bisherigen Gewinne übrigbleibe, um daheim im Schweizerlande Haus und Hof zu erkaufen und dieses auf eine einträgliche Weise zu bewirthschaften. Er übergab

seine Handelskundschaft einem armen deutschen Auswanderer, den er zufällig hatte kennen lernen, dann bestieg er ein nach Livorno bestimmtes Schiff, das ihn nach einer kurzen und glücklichen Ueberfahrt, im Hafen von Genua absetzte. Wir wissen, daß er, der den Gefahren, die in so vielerlei Gestalt in den amerikanischen Urwäldern auf den einsamen Wandrer lauern, glücklich entgangen war, den kein Unfall auf der Reise über das Weltmeer getroffen hatte, schon nahe der Heimath, nahe der Erfüllung aller lang genährten und heißen Wünsche, fast seinen Untergang gefunden hätte, daß er durch die Hand eines Ruchlosen der Früchte seiner Anstrengungen beraubt worden wäre, wenn nicht Jean Stäubi noch zur rechten Zeit sein verhängnißvolles: „Halt" dazwischen gerufen hätte.

Als Röseli vernahm, daß der Vater bei Stäubi eingekehrt sey, als sie das Lob des Alten und des Sohnes aus seinem Munde hörte, da sagte ihr eine frohe Ahnung, daß mit dem lieben Vater wohl noch etwas Besseres in ihre stille Wohnung gekommen sey, als das viele Geld und Gut aus der neuen Welt, über dem weiten Ozean drüben. Sie hörte, wie in einem süßen Traume verloren, des Vaters Pläne für die Zukunft, aber mit freudigem Bewußtseyn erkannte sie den günstigen Eindruck, den das überraschende Ereigniß auf die Mutter gemacht hatte. Die Frau schien wunderbar belebt und gestärkt. Noch am Nach-

mittage konnte sie sich nur mit großer Mühe von ihrem Lehnsessel erheben und mit Hülfe der Tochter langsam von einer Stelle zur andern schleichen. Jetzt war sie schon mehreremale mit Leichtigkeit aufgestanden, hatte, ohne Röseli's Unterstützung zu begehren, sich im Zimmer umherbewegt und den Mann auf kleine Veränderungen, die während seiner Abwesenheit vorgegangen waren, aufmerksam gemacht. Sie fühlte selbst diese plötzliche Vermehrung ihrer Kräfte und sagte in freudiger Rührung zu ihrem Manne:

„Wälti, was ich viele Jahre lang, in den Leiden der Krankheit, in kummervollen Tagen und Nächten gehofft habe, was mir Gott selbst als einen Trost in's Herz gelegt hatte, das wird nun wahr! Deine Wiederkehr bringt mir Gesundheit und die Trennung von dir war meine Krankheit. Ja, Wälti, wenn ich in heftigen Schmerzen lag und ich dachte nur an dich, wie dich deine Liebe zu mir und zu dem Kinde von uns fortgetrieben habe und wie sie dich dereinst wieder zu uns führen würde, dann fühlte ich die Schmerzen sich vermindern und wie ein Himmel ging's in meiner Brust auf, daß auch diese Zeit kommen würde!"

Wälti seufzte tief. Er hatte im Treiben der Welt die Erkenntniß gefunden, daß nicht, wie er früher gewähnt, Reichthum das einzige Glück des Menschen sey, er hatte sich zu seiner bittern Reue überzeugt, daß ihn ein trauriger Irrthum um viele Jahre

des Gatten- und Vaterglückes betrogen habe. Wenn er Röseli betrachtete, wenn er aus dem Munde der Mutter von ihrer kindlichen Liebe, ihrer treuen Pflege, ihrem Gehorsam hörte, wenn er in ihre leuchtenden Blicke sah, die mit freudigem Ausdrucke auf dem wiedergewonnenen Vater ruheten, dann fühlte er doch tief, daß alle schöne Wahnbilder, alle süßen Träume, die ihn in der Einsamkeit der Wälder begleitet, nur eine ferne Ahnung, ein leiser Schatten der Wirklichkeit, deren er sich selbst verlustig gemacht hatte, gewesen seyen.

Heute mußten sich die Glücklichen noch einmal trennen, aber die Thränen, die bei dieser Trennung flossen, waren Freudenthränen. Froh wie ein Jüngling, der von der Geliebten ein beseligendes Geständniß erhalten hat, schwebte Wälti mehr als er ging, dem Seeufer zu. Der Segen, die Freude des Himmels blieben in seiner Wohnung zurück.

„Stäubi," sagte er zu dem Schullehrer, der schon seit langer Zeit geduldig auf die Rückkehr des Fremden gewartet hatte und nun, nachdem dieser den Nachen bestiegen, sogleich vom Lande abstieß, „ich bin ein glücklicher Mann! Nach vielen Jahren habe ich Frau und Kind wiedergefunden. Die Frau so lieb und gut, wie sie schon als Mädchen gewesen, die Tochter fromm, tugendhaft und als eine blühende Jungfrau. Ihr habt ja von dem Wälti gehört, der arg genug

gewesen, die Seinigen daheim im Elende zu lassen, der in die weite Welt ging, um sein Glück zu machen. Ich bin der Wälti. Nun soll es aber anders werden, als bisher und diejenigen, die nur die Armuth und den Mangel gekannt, sollen die Zufriedenheit und die Freuden des Glückes kennen lernen.“

Der Schullehrer war so erstaunt über diese Entdeckung, daß ihm beinahe das Ruder aus der Hand geglitten wäre. Eine Antwort schien Wälti nicht zu erwarten, denn er fuhr im Rausche seines Entzückens fort, von den Veränderungen, von den Erweiterungen des Hausstandes, die er vorhabe, zu sprechen, wie das Haus vergrößert, Land und Wiese dazu gekauft, Heerden angeschafft und Alpenwirthschaft damit verbunden werden sollte. Stäubi hörte ihm zu, aber er hörte auch auf eine andere Stimme, die in seinem Innern ertönte und vernehmlich zu ihm sprach: „Sie ist nun reich geworden und folglich auch glücklich, denn ohne Reichthum gibt es kein Glück, wie Frau Wälti sagt. Nun wird es auch an einem reichen Freier nicht fehlen, der immer mehr Geld und Glück in's Haus bringt. Ich aber bleibe der unglückliche Stäubi, weil ich arm bin. Ich will auch niemanden mein Unglück aufdringen, ich will auch nichts erbetteln von dem Glücke anderer, dazu bin ich zu stolz und ein Schulmeister ist auch ein Mann von Ehre, und Alles verloren, nur die Ehre nicht, sagt mein Vater!“

Immer eifriger und hastiger hatte er während dieser Betrachtung das Ruder geführt und als die beiden Männer nun das Ufer betraten, Wälti noch einmal nach dem Lichte in seinem Hause zurücksah und Nicolaus den Nachen festkettete, sagte dieser, zum Befremden seines Begleiters, laut und trotzig für sich hin: „Recht so, Stäubi! Alles verloren, nur die Ehre nicht.“

An einem dunkeln Abende trat aus der Schenke in Brienz auf die Platte der zum Eingange führenden hohen Steintreppe eine finstere Mannesgestalt hinaus und schlug ein wildes, lautes Hohngelächter auf. Es war ein Gelächter, wie es aus einem grimmerfüllten, gepreßten Herzen, um dieses zu erleichtern, gesandt wird.

„Wilder Heini, hast du gefunden, was du gesucht hast und um Alles in der Welt nicht hättest finden mögen?“ krächzte eine heisere Frauenstimme vom Fuße der Mauer, die der Trepper zur Stütze diente, herauf. „Ist es dir nun hell geworden, wie eine Feuersbrunst, in deinem Gemüthe, die dich verzehren möchte, die du aber auf andere lenken kannst, wenn du den Willen und die Kraft dazu hast?“

Heini antwortete nicht. Er ging in sich versunken langsam die Treppe hinab und am Seeufer hin,

ein dunkles Weib aber folgte, von ihm nicht beachtet, seinen Schritten. Er war von einer weiten Wanderung durch das Land, die er mit Fremden unternommen, zurückgekehrt. Da hatte er in Interlaken von Hanna's Brautstand gehört, da hatten alle Leute das Glück des Mädchens gepriesen, das aus der Armuth zum Reichthum, aus ihrem niedern Stande zu dem einer Gräfin erhoben werde. Er konnte, er wollte diesem Gerüchte nicht glauben, denn er selbst hatte noch nicht alle Hoffnung auf Hanna's Hand aufgegeben. Er beschloß, in Brienz selbst sich von dem Grunde oder dem Ungrunde der Sache zu überzeugen. Schon auf der Fahrt über den See bestätigte sich durch die Aussage der Schiffer, durch ihre Erzählung von Hanna's Erscheinung in der Kirche die Wahrheit des Gehörten. In der Schenke zu Brienz, wo er Hanna's Oheim fand und von diesem auf eine spöttische Weise zur Hochzeit geladen wurde, wo dieser voll Ruhmredigkeit von der innigen Liebe des Grafen zu der Nichte, von seinem Range und Reichthum sprach, gewann er volle Gewißheit. Er besaß Kraft genug, sich in Gegenwart anderer zu beherrschen und wünschte dem Oheim, eben so spöttisch wie dieser ihn eingeladen hatte, Glück zu dem gewaltigen Sprunge, den die Nichte von dem harten Sitze im Nachen auf den weichen Polstersessel im Grafenzimmer mache; im Herzen aber brütete er Rache, mit Rachegedanken ver-

ließ er das Wirthshaus, um in der Einsamkeit der Nacht über seine Entwürfe und ihre Ausführung mit sich einig zu werden.

„Kräuter-Kätti!“ sagte er, nachdem er eine Strecke am Seeufer fortgegangen war, plötzlich laut und wandte sich nach der Frau, die ihre Schritte noch immer an die seinigen heftete, um: „Ihr sprachet davon, daß ich die Feuersbrunst, die mir in der Seele brennt, auf andere lenken könne zu ihrem Verderben. Ich glaube, ich habe euch verstanden und kenne die andern, die ihr meint. Aber sagt, was soll ich thun dazu? Wie kann ich ihnen die Gluth in's Gemüth werfen?“

„Freilich muß ich dir's sagen, wilder Heini,“ erwiederte die Kräuter-Kätti, indem sie rasch an seine Seite schlüpfte, „sonst ginge ja meine Prophezeihung nicht in Erfüllung, sonst wäre ja zu Sanct Jacob nicht Alles geschehen, was ich vorausgesagt habe! Und es trifft doch immer ein, was ich aus meinem alten Buche, aus den Lineamenten in der Hand, aus den Gesichtszügen der Menschen lese! Ist es nicht eingetroffen mit der Röseli Wälti, daß ihr das Glück entgegen kommt auf allen Wegen, ohne daß sie es sucht? Hat sie nicht den Vater wieder mit Geld und Gut und wird die Mutter nicht gesunder und kräftiger von Tage zu Tage? Auch mit der Hanna hat es sich zum Theil schon erfüllt und wenn sie auch

von großem Glücke träumt, so fehlt ihr doch die Hauptsache, die innere Zufriedenheit und die wird ihr der Bräutigam nimmer bringen, wenn er schon ein Graf und so reich ist, wie eine Goldgrube."

„Weiter, weiter!" unterbrach sie ungeduldig Heini. „Sprecht von der Hauptsache, gebt mir euern Rath, wie ich mich am Schnellsten und Besten rächen kann, es soll euer Schade nicht seyn!"

„Das weiß ich, Heini!" krächzte das Weib. „Dein Blut ist wild, aber dein Herz ist auch großmüthig, wenn man dir dient zu deinen Absichten! Du sollst zufrieden seyn, Heini, du sollst volle Rache haben und bis zum Sanct Jacobsabende muß es vorbei seyn mit aller Hoffnung und Herrlichkeit, von der Hanna jetzt träumt. Höre mich aufmerksam an, Heini! Ich weiß mehr von dem Grafen, als seine Braut weiß und als er wünscht, daß sie je erfahren möge. Er ist ein Mensch von einem heftigen, leidenschaftlichen Gemüthe. Ich war in Interlaken in seinem Hause, als er gerade einen seiner Diener um einer geringfügigen Ursache willen mißhandelt und blutrünstig geschlagen hatte. Ein Bekannter des Dieners hatte mich hingeführt, daß ich ihm ein Sälblein auf seine Wunde lege. Da schwatzte der Mensch in seinem Grimme über die grausame Strafe Vieles aus, was er wohl bei ruhigem Sinne für sich behalten hätte. Der Graf ist schon als Bräutigam versprochen an ein vorneh-

mes Fräulein daheim im Polenlande. Die Liebe zu der Hanna aber hat ihm dem Kopf verkehrt, er will dem Fräulein die Treue brechen und mit der jungen Frau aus Brienz an einen Ort ziehn, weit entlegen von seiner Heimath. Er drängt und treibt auf die Hochzeit, aber da sind mancherlei Dinge, die nicht über Nacht abgethan werden konnten. Wißt ihr, warum er so drängt und treibt? Der Bruder des Fräuleins und ein Vatersbruder des Grafen reisen auch im Schweizerlande. Der Diener meinte, sie müßten in der Gegend von Genf sich aufhalten. Wenn ihr die aufsuchen wolltet, wenn ihr die herbeischaffen könntet zur rechten Zeit, dann hättet ihr gewonnen Spiel und die Hanna könnte als eine verlassene Braut lange ausschauen nach einem neuen Freier!"

„Kräuter-Kätti!" sagte in tückischer Freude Heini: „diese Entdeckung ist Goldes werth und der harte Thaler, den ich euch hier gebe, gilt nur auf Abschlag. Verhält sich Alles, wie ihr gesagt habt, ist Alles geschehen nach Wunsch und Willen, der Graf abgeführt und die Hanna zu Schimpf und Hohn geworden im ganzen Oberlande, dann soll auch das Gold nachkommen, so wahr ich Heini heiße und meine Seele nach nichts verlangt, wie nach Rache!"

„Ich hab's ja gesagt, daß du die Großmuth nicht verleugnen kannst, Heini!" versetzte, indem sie hastig das Geldstück nahm, die Kräuter-Kätti. „Silber

ist gut, aber Gold ist noch besser und wir werden auch das Gold verdienen, Söhnchen, wenn du deine Sache nur klug anfängst. Meinst du, der Bruder des Fräuleins im Polenlande würde dir die Nachricht, die du ihm bringst, nicht reich lohnen? Gehe nur, Söhnchen, und du wirst sehen, daß die Rache nicht blos süße, sondern auch goldne Früchte trägt! Gehe nach Interlaken, Heini, halte dich dort an die Leute des Grafen, trinke und schwatze mit ihnen und du wirst noch manches erfahren, was dir zu deinem Vorhaben dienen kann. Gute Nacht, Heini! Sey klug, sey vorsichtig und trage wohl im Sinne, daß bis Sanct Jacobsabend Alles geschehen seyn muß."

„Ich will keine frohe Stunde mehr erleben, wenn mir's nicht gelingt!" sprach Heini zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch. „Ich gehe die Nacht durch den Landweg nach Interlaken. Glaubt ihr, man könne schlafen, so lange einem noch die Feuersgluth in der Brust zehrt und brennt? Jetzt ist keine Ruhe für mich in der Welt und nur wenn die Hanna Verzweiflung und Elend im Herzen trägt, wenn ich ihr das Feuer in die Seele geworfen habe, das mich jetzt quält, dann schlafe ich wieder und träume von fröhlichen Dingen."

Mit raschen Schritten ging er am Seeufer hinab den schmalen Pfad, der zwischen diesem und steilen Gebirgwänden nach Interlaken führt. Die Kräuter,

Kätti kehrte um und näherte sich wieder dem Dorfe. Bei den ersten Häusern aber wandte sie sich schon seitwärts und richtete ihre Schritte nach jener dunkeln Schlucht, in der jene einsame, ärmliche Hütte stand, wo Hanna und Röseli sie am vorjährigen Sanct Jacobsabende aufgesucht hatten.

Röseli war indessen bei allen Bequemlichkeiten des Wohlstandes, die in ihre Wohnung eingezogen waren, von Tage zu Tage in sich gekehrter und nachdenklicher geworden. Sie freuete sich der zunehmenden Genesung der Mutter, die jetzt noch wenige Schritte zum vollkommenen Gesundheitszustande zu haben schien, sie zeigte dem Vater, der ja so lange aller Liebe seines Kindes entbehret hatte, diese mit einer Innigkeit und Wahrheit, die ihn entzückte, aber ihn auch immer lebendiger erkennen lehrte, daß er die Freuden seiner besten Lebensjahre einem unglücklichen Wahne zu gefallen verscherzt habe! Aber im tief Innersten ihrer Seele empfand sie eine Wehmuth, die ihr jene Freude verbitterte und selbst in die Aeußerungen ihrer kindlichen Liebe sich mischte. Der Vater war jetzt viel mit den Bauarbeiten beschäftigt, die er, von einer unermüdlichen Thätigkeit belebt, wenige Tage nach seiner Ankunft unternommen hatte. Dennoch bemerkte er die trübe Stimmung Röseli's und besprach sich

darüber mit der Mutter. Erst als Wälti fragte, ob die Frau vielleicht eine geheime Neigung des Mädchens zu irgend einem jungen Manne vermuthe und in dieser etwa ihre Niedergeschlagenheit ihren Grund habe, fiel ihr der Schullehrer Stäubi wieder ein und was sie gethan, um, nach ihrer Meinung, das Unglück der beiden jungen Leute zu verhüten. Sie erzählte nun ihrem Manne Alles. Während sie sprach, wurde die Ueberzeugung, daß die Liebe zu Stäubi das Mädchen in Gram und Kummer versenke, immer fester in ihr und sie beschloß ihre Offenbarung damit, Röseli sogleich rufen und befragen zu wollen. Wälti hielt sie zurück. Er bat sie, ihm diese Angelegenheit zu überlassen. Er fühlte, daß dieses eine Sache sey, die zart und schonend müsse behandelt werden, er sah ein, daß man auch erst wissen müsse, ob Stäubi seine Gesinnungen nicht verändert habe, ehe man Röseli zu einem offenen Geständnisse zu bewegen suche. Was er von dem Schullehrer gehört und gesehen hatte, war genug, um ihn einen wackern Mann in diesem erkennen zu lassen und als er sich nun der von Nicolaus schmerzhaft ausgesprochenen Erklärung: „er dürfe ihn nicht zu Frau Wälti begleiten," erinnerte, glaubte er in dieser seine fortdauernde Neigung zu Röseli zu entdecken und meinte, er harre nur auf eine Ermunterung, auf eine Art von versteckter Erlaubniß, um das bisher gemiedene Haus wieder zu besuchen.

Röseli hate seinen Besuch schon lange erwartet. War denn mit der Rückkehr des Vaters nicht die Scheidewand gefallen, welche die Besorgniß der Mutter zwischen ihnen aufgeführt hatte? Röseli war nun nicht mehr arm, folglich konnte das Unglück sie nicht treffen, das die Mutter gefürchtet; der Vater war nun da und konnte seine Einwilligung geben, deren Entbehrung der Mutter ein unübersteigliches Hinderniß geschienen hatte. Durch den wunderbarsten Zufall war Wälti mit dem alten Stäubi bekannt und ihm dankbar geworden, er war als Gast in Nicolaus Haus getreten, in seiner Wohnung hatte er die erste Ruhe, welche ihm die Heimath gewähren sollte, wiedergefunden, er war mit dem Schullehrer vertraut geworden, er sprach mit Liebe, mit Achtung von ihm — welche Hoffnungen für Röseli's Herz, welche Hoffnungen für Stäubi selbst! und dennoch kam er nicht, dennoch gedachte der alte Jean Stäubi, der den Vater von Zeit zu Zeit besuchte und manches Stündchen mit ihm verplauderte, seine mit keinem Worte. Sie suchte sich von einem Tage zum andern zu vertrösten, aber ein Tag nach dem andern verging und Stäubi war wieder nicht gekommen. Da trat eines Tages, als sie vor der Hausthüre stand und mit feuchten Blicken über den See nach dem Hügel am Gießbache sah, der Vater zu ihr. Er sprach innig und traulich, wie ein wohlmeinender Freund, er bedurfte keiner besondern

Künste, um bald, ohne daß sie es wahrnahm, den Zustand ihres Herzens deutlich zu erkennen. Er drang ihr kein offenes Geständniß ab, er wußte genug, um das, was ihm zu thun oblag, in Ueberlegung zu nehmen.

„Jean Stäubi, ihr seyd ein reicher Mann gegen mich und ich bin gegen euch ein armer Schlucker;“ sagte er zu dem Veteranen, der ihn noch am Abende des nämlichen Tages besuchte. „Ihr habt mich mit einer Schuld beladen, zu deren Abtragung mein ganzes Vermögen nicht zureicht, die Zinsen dieser Schuld steigen von Tage zu Tage, weil ich mit jedem Tage mich mehr des Glückes erfreue, das ihr mir durch eure Hülfe in der Noth erhalten habt, ihr seht selbst ein —“

„Rechtsum kehrt!“ unterbrach ihn der Greis und machte Miene sich zu entfernen. „Ich habe euch schon oft gesagt, daß dergleichen Dinge im Kriege tausendmal geschehn, ohne daß es der Mühe lohnt, ein „Bedanke mich“ zu sagen. Und wir zwei gar? Wir sind einander begegnet auf dem Marsche, haben mitsammen unsere Route fortgesetzt und gute Cameradschaft geschlossen, das ist Alles, und was ihr sonst noch hinein bringt von Capital und Zinsen, das liegt außer der Cameradschaft und muß von nun an in's Depot verwiesen werden für immerdar.“

„Ich will ja nur einen neuen Dienst von euch verlangen, Jean Stäubi,“ lenkte Wälti ein. „Ihr sollt mir noch einmal gefällig seyn, in einer wich-

tigen Sache, die mir sehr am Herzen liegt, da sie mein einziges Kind betrifft.“

„Habt Achtung!“ commandirte der Alte und trat in lauschender Stellung dem Vater Röseli's gegenüber. Da erzählte dieser von der stillen Liebe des Nicolaus und der Röseli, da berichtete er dem verwunderten Alten, wie die Mutter, durch die Besorgniß verleitet, Beiden werde ihre Armuth Unglück bringen, sie getrennt habe, wie aber das Mädchen dem Schullehrer die Liebe noch immer treu im Herzen verwahre, wie sie sich gräme über sein Schweigen und er nichts inniger wünsche, als den Sohn seines werthen Cameraden mit seiner Tochter zu verbinden.“

Der Greis sah eine Zeitlang still und nachdenklich vor sich nieder.

„Ich habe einmal etwas geahnt von der Sache,“ hob er dann an, „als der Nicolaus ein Liedchen sang von einem „Liebchen dort drüben über'm See.“ Nun weiß ich auch, warum er den ganzen Winter hindurch wie tiefsinnig war, wenig Freude am Clavier und am Singen hatte und ganze Stunden lang still dasaß und auf einen Fleck sah, wie eine erfrorne Schildwache. Ich will euch wohl den Gefallen thun, Camerad, und mit ihm sprechen, aber ich glaube nicht, daß er Ordre pariren wird in dieser Sache. Er hat zwar ein gar ruhiges und friedfertiges Gemüth, aber dabei hält er auf Ehre und ich wette drauf, daß er

seine Armuth nun auch für ein Unglück ansieht, mit dem er sich bei Niemanden in's Quartier legen will."

Der Alte hatte ganz Recht. Nicolaus Blicke glänzten, als der Vater ihm von Röseli's fortwährender Liebe sprach, ein tiefer Seufzer drang aus seiner Brust hervor, als er vernahm, wie leicht es ihm jetzt werden würde, das liebe Mädchen zur lieben Frau zu erhalten, aber seine Armuth — die trat scheidend zwischen ihn und Röseli und nachdem er recht tief auf Odem geholt, als müsse er Kraft schöpfen zu seiner Erklärung, sagte er in einem gepreßten, aber bestimmten Tone:

„Nein, Vater, es geht nicht! Ein für allemal geht es nicht. Ich habe die Röseli zu lieb, als daß ich sie unglücklich machen möchte mit meiner Armuth, ich habe mich nun auch schon drein ergeben und will mich freuen, wenn ein andrer sie glücklich macht."

Diese Antwort brachte Jean Stäubi seinem Cameraden. Wälti, dem das Glück seiner Tochter über alles am Herzen lag, hoffte dennoch den Nicolaus zu überreden und ihn von dem Irrthume in seinen Ansichten zu überzeugen. Der Schullehrer aber blieb unerschütterlich bei dem einmal gefaßten Entschlusse. „Ich werde sie lieb haben bis an mein Lebensende," sagte er, „ich kann mit diesem Gefühle meiner Liebe auch schon etwas glücklich seyn in meinem Innern und

für das, was mir fehlt, wird der liebe Gott auch schon Trost schaffen.“

Jean Stäubi hätte beinahe seiner väterlichen Würde vergessen und den Sohn umarmt für dieses Benehmen. Das Ehrgefühl, das ihn beseelte, hatte er von seinem Vater geerbt und, daß er die Röseli still fortlieben und ehren wolle bis zu seinem Tode: war ihm denn nicht diese Handlungsweise durch das Beispiel seines Vaters, der so die Muhme Almend noch fortliebte und fortehrte, vorgezeichnet worden? Der Veteran sah sich für den Flügelmann an, auf dessen Bewegungen der Sohn als exercirender Soldat sorgfältig geachtet hatte, um sie auch auf sein Leben, auf sein Thun und Lassen zu übertragen.

So würde die ängstliche Besorgniß einer kranken Frau, die sich tief in das weiche Gemüth Stäubi's eingedrückt hatte, zwei Wesen getrennt und von ihrer Bestimmung abgeführt haben, wenn nicht auch hier die Vorsehung, die so oft, wo Menschen sich nicht vereinigen können, ihre Macht offenbart, vermittelnd dazwischen getreten wäre. Von Kandersteeg kam die Botschaft, daß Muhme Almend sich eines Abends zur Ruhe begeben habe, um am nächsten Morgen nicht wieder zu erwachen, und daß Nicolaus Stäubi in dem Testamente, das sich vorgefunden, zu ihrem alleinigen Erben ernannt sey. Wie ein Donnerschlag traf diese Nachricht in das Herz des Veteranen. Er

hatte sie das erstemal noch mit erhobenem Haupte, in gerader aufrechter Stellung angehört; als sie ihm aber, nach seinem Verlangen, wiederholt worden war, stand er plötzlich als ein gebeugter Mann, mit niedergesenktem Kopfe da. Die Kraft, die Rüstigkeit, die ihn ausgezeichnet hatten, waren mit einemmale verschwunden; die Schwächen des Alters, die ihn bisher gemieden, waren in einem bedeutungsvollen Augenblicke, der sein Gemüth in dessen lang gewohnten Empfindungen erschütterte, über ihn gekommen. Ohne ein Wort zu sprechen, schlich er mit gebeugtem Nacken in sein Zimmer und schloß sich hier ein. So blieb er drei Tage und ließ sich von dem Sohne nur das Nöthige an Speise und Trank durch die halbgeöffnete Thüre zureichen. Er antwortete nicht auf dessen besorgte Fragen, er schloß immer hast·g wieder die Thüre, ehe er jene noch ganz vernehmen konnte. Am Morgen des vierten Tages trat er heraus, dem Sohne entgegen, der ihm eben das Frühstück bringen wollte. Er hatte seine beste Kleidung angelegt. Sie war nach dem Zuschnitte seiner ehemaligen Uniform verfertigt und während vieler Jahre mit der Bürste so sauber gehalten, daß jeder Faden des vielgebrauchten Tuches sichtbar war. Auch heute ließ sich kein Stäubchen, kein Fäserchen auf dem Kleide finden. Sein Haupt war gepudert, die mächtigen Kanonenlocken traten stattlich auf beiden Seiten des Angesichtes hervor. Kurz: Jean Stäubi befand sich

im vollen Feiertagsstaate und schien irgend ein Werk vorzuhaben, das diesen veranlassen konnte. Aber seine Kraft war gebrochen, sein Herz voll Wehmuth und Trauer, das zeigte der trübe Blick seines sonst so glänzenden Auges, die gefurchte Stirn, die Blässe der bisher noch immer frischrothen Wangen, die ganze niedergedrückte Gestalt. Von seinem Hute hing ein Trauerflor herab, wie er ihn sonst nur alljährlich trug am Todestage der unglücklichen Königin Marie Antoinette.

„Nicolaus Stäubi," sagte er, indem er das Frühstück zurückwies und bemüht war, den Klang seiner Stimme zu dem gewohnten Commandotone zu erkräftigen, „ich rücke für dich aus in's Feld. Ich will werben für dich um Röseli Wälti. Jetzt können wir mit Ehren auftreten und niemand kann uns nachsagen, daß wir jemanden Unglück bringen oder von seinem Glücke verlangen wollten. Das Mühmeli," setzte er mit halb gebrochener Stimme hinzu, „erlebt nun freilich die Freude nicht mehr, aber sie hat sie dir bereitet und ich als ihr ältester Freund sehe es für eine Pflicht an, ihr Werk zu Stande zu bringen. Wer weiß wie bald ich ihr folge auf der Marschroute zum Himmel. Bis dahin muß Alles gethan seyn, damit ich ihr Rapport bringe vom neuen Hausregimente, vom geschloßnen Frieden mit den Wälti's."

Er ging langsam und indem er sich stark auf seinen Stock stützte aus dem Hause. Erst als er schon den

Hügel halb hinabgeschritten war, gewann der selig überraschte Nicolaus seine Fassung wieder.

„Vater! Vater!“ rief er, indem er dem Alten nacheilte. „Wenn Alles gut geht, wenn Röseli, wenn die Eltern einwilligen, dann gebt mir ein Zeichen, ein Signal, wie es die Kriegsmänner nennen, und ich komme euch nach in Wälti's Haus, so rasch wie nur Menschenbeine sich regen und kräftige Arme ein Ruder führen können. Ich will durch das Fernrohr sehen, das für die fremden Reisenden im Schulhause steht. Laßt nur euer Schnupftuch aus dem Fenster wehen. Das Schnupftuch bedeutet dann Röseli und Freude und Hochzeit und Glück und Alles!“

Der Veteran nickte dem freudetrunkenen Sohne bejahend zu. Dieser flog nun wieder den Hügel hinauf, in die Hinterstube an's Fenster und vor das Fernrohr. Sein ganzes inneres Wesen war Lust und Jubel. Er hatte wohl schon, während der drei Tage, die der Vater in Einsamkeit zugebracht, daran gedacht, daß nun jeder Unterschied zwischen ihm und Röseli gehoben, daß er nicht mehr unglücklich sey; aber er war dann auch immer, aus Respect vor der Trauerzeit, die er der Muhme zu Ehren einhalten müsse, aus wahrer Theilnahme an ihrem Tode und des Vaters Betrübniß, bemüht gewesen, jeden Gedanken dieser Art zu unterdrücken. Jetzt hatte der Vater selbst die Bahn gebrochen, jetzt brauchte er seine Gedanken nicht mehr

ängstlich zu bewachen, jetzt konnte er auf die tausend jubelnden Hoffnungsstimmen hören, die aus seinem Herzen klangen. Er sah eifrig durch's Fernrohr. Der Vater schwebte noch in der Mitte des Sees auf einem Nachen, den zwei Knaben führten.

„Wenn das Sacktuch aus dem Fenster weht," sagte er freudig zu sich selbst, „dann ist heut keine Schule und die Kinder sollen mit mir einen Feiertag haben. Sie sollen auch alle froh und lustig seyn auf meiner Hochzeit; ich gebe ihnen Nidli und Braten zum Besten hier auf der Alp, und vor dem Schulhause sollen sie tanzen nach meinem Clavier. Ich selbst spiele ihnen auf. Das Hochzeitsgedicht soll mir auch niemand anders machen, als ich selbst, denn ich weiß, was ich gern höre und was auch dem Röseli gefällt."

Der Nachen mit dem Vater schien ihm gar zu langsam von der Stelle zu rücken. Endlich stieg der Veteran an's Land. Da fiel dem Nicolaus ein, daß er doch auch, wenn er in Wälti's Hause als Bräutigam erscheinen dürfe, mit seinem Ehrenkleide angethan seyn müsse. Ehe der Vater noch das Haus erreicht haben konnte, stand Nicolaus schon wieder in seinem schwarzen Sonntagsstaate vor dem Fernrohre. Eben trat der Greis in Wälti's Wohnung ein. So hatte dem Schulmeister noch nie das Herz geklopft, wie jetzt. Alles ging durch seine Phantasie, was sich nun in dem Häuschen über'm See begeben

mußte. Er sah den Vater sich gegen Frau Wälti und ihre Tochter ehrerbietig verneigen, er sah, wie er ernsthaft auf Wälti zutrat, er hörte, wie er an diesen in ruhigen, wohlgesetzten Worten die Freiwerbung richtete, er sah Röseli zittern und erblassen, er vernahm, wie Wälti — nein! er vernahm nichts mehr, denn aus dem Fenster wehte schon des Vaters weißes Sacktuch und er war nun Hochzeiter und der glücklichste Mensch unter der Sonne! Er stürzte aus dem Zimmer und raffte im Vorübereilen noch schnell den Hut vom Tische, den er bald vergessen hätte. Am Fuße des Hügels begegneten ihm die Knaben, die zur Schule wollten.

„Heute ist Feiertag," rief er ihnen zu, „ihr seyd frei und könnt jubeln und springen so viel ihr wollt! Aber erst müßt ihr mich über den See bringen, ihr müßt die Arme rühren, was ihr könnt, daß wir wie die Schwalben hinüberfliegen, denn euer Schulmeister ist ein glücklicher Mensch und er fühlt sich so frei und ledig, wie ein Vogel in der Luft!"

Die Knaben verstanden ihn nicht, aber sie waren fröhlich über den Feiertag und über die Freude ihres Schulmeisters. Sechzehn regsame Arme brachten Stäubi wie im Fluge über den See. Nach wenigen Augenblicken stand er odem- und sprachlos vor Röseli. Wälti reichte ihm lächelnd die Hand entgegen, Frau Wälti näherte sich ihm langsam und sagte: „Ihr habt

mich mißverstanden, lieber Sohn! Ich habe es nicht so gemeint, wie ihr geglaubt habt."

Und Röseli? Sie sprach nichts, aber ihre Blicke sagten mehr, als alle noch so freundliche Worte der übrigen; ihr Lächeln, das durch Thränen hindurchschimmerte, drang dem Nicolaus wie ein milder, seine ganze Zukunft überglänzender Sonnenschein in's Herz. Während die Eltern nun die Art und den Tag der Hochzeit überlegten, setzten sich die beiden jungen Leute neben einander, hielten sich still an den Händen gefaßt und sahen sich in die Augen, in denen eins bei dem andern nur Liebe und Treue las.

„Sanct Jacobstag ist Hochzeit!" sagte der Veteran, indem er vor das selige Paar trat. „Es sind noch drei Wochen bis dahin und in dieser Zeit kann Alles gehörig montirt, armirt, mit Mundvorrath und Allem Nöthigen versehen seyn. Heute bleiben wir hier zusammen in Wälti's Hause und es ist Vorfeier und Verlobung."

„Auf Sanct Jacobstag!" flüsterte Nicolaus verstohlen der Braut zu. „Weißt du nun, was das Feuer auf dem Rothhorn zu bedeuten hatte? Hochzeit über's Jahr und einen hellen freudigen Tag nach einer trüben, kummervollen Zeit."

Im ganzen Dorfe war bald die Kunde von der Heirath des Schulmeisters mit Röseli Wälti verbreitet. Hier verstummte der Neid, der über Hanna

so laut gesprochen und gelästert hatte. Hanna lächelte geringschätzig, als auch ihr die Nachricht mitgetheilt wurde. „Wenn das alles Glück ist, das ihr ungesucht auf ihrem Lebenswege entgegen kommen soll," sagte sie bei sich, „wenn sie ihr Heil darin findet, eines Schulmeisters Frau zu werden, so gönne ich es ihr gern." Hanna befand sich jetzt in einer überspannten, das Loos, was ihr zu Theil geworden war, weit überschätzenden Stimmung. Der nähere Umgang mit dem Grafen, die Annehmlichkeit seiner Person und die innige Zärtlichkeit, die er ihr in tausend Beweisen an den Tag legte, hatten ihre Dankbarkeit, ihre Neigung zur heftigsten Liebe gesteigert. Diese Liebe glich keinem milden erwärmenden Lichte, das wohlthätig auf andre wirkend aus dem Herzen hervorquillt, sie war eine leidenschaftliche verzehrende Flamme, die gegen das eigene Innere wüthet, ohne deshalb dem geliebten Gegenstande höhere Freuden zu gewähren. Die Stunden, in denen der Graf von ihr abwesend seyn mußte, brachte sie in tödtlicher Unruhe hin. Es dünkte sie, als sey ihr ganzes Wesen so sehr mit dem seinigen verschmolzen, daß sie keinen Augenblick ohne ihn leben könne. Einmal war sie mit ihm in Interlaken gewesen. Die Damen, welche von den Reizen der Gegend und der Milde des Clima's angezogen, dort lebten, hatten sich zu ihr gedrängt, um ihre Bekanntschaft zu machen und sich mit ihr zu unterhalten. An diesem Tage feierte

ihre Eitelkeit einen Triumph, wie sie ihn in ihren höchsten Wünschen sich nicht gedacht hatte. Sie ahnte nicht, daß nur Neugierde, daß keine wohlwollende Empfindung Ursache dieses Entgegenkommens gewesen sey. Endlich langten die Papiere an, welche die Liebenden so sehnsüchtig erwartet hatten. Da bestimmte Hanna den Sanct Jacobstag auch zu ihrer Hochzeitsfeier, da faßte sie den Entschluß, durch den Glanz ihres Festes Röseli zu demüthigen und der ehemaligen Freundin das Geständniß aufzudrängen, wie ihr Glück doch ohne alle Bedeutnng sey gegen das Schikksal, welches Hanna geworden. Die Schifferinnen wurden zu Brautführerinnen bestellt und mit stattlichem Putz für diesen Tag beschenkt. Am Abende sollte sich, aus dem Dorfe und der Umgegend, wer wollte, auf des Grafen Kosten im Wirthshause gütlich thun.

„Meine Knaben und Mädchen sind doch lustiger droben auf der Alp vor dem Schulhause," sagte Nicolaus zu seiner Röseli, als er diese Veranstaltungen erfuhr. „Es freut mich, daß Alles eine Freude haben soll an dem Tage, die Leute im Dorfe und aus der Nachbarschaft, aber so viel Herrliches und Kostbares der polnische Herr seiner Braut am Hochzeitsmorgen schenkt, so bringt er ihr doch nicht, was ich dir bringe und was dich mehr ergötzt, als die Hanna Gold und Edelgestein."

Der festliche Tag, von Röseli in sanfter, freu-

diger Rührung erwartet, von Hanna mit glühender, stürmischer Leidenschaft ersehnt, brach endlich an. Es war ein ungemein heiterer Morgen. Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel, in den Gebirgsschluchten stiegen keine drohenden Nebel auf und nieder, der See lag, frei von dem Spiele duftiger Gebilde, ernst und ruhig in seinem mächtigen Bergrahmen. Nicolaus Stäubi war, aus Furcht die Frühestunde, für die er seiner Braut eine Ueberraschung bereitet hatte, zu verschlafen, lieber gar nicht zu Bette gegangen. Mit dem ersten Grauen der Dämmerung stand er schon im vollen Hochzeitsstaate am Fenster und sah nach dem Häuschen, das sein Liebstes umschloß, hinab. Freilich war es dort noch finster, während es bei ihm auf der Alp schon tagte, bald aber unterschied er auch die Umrisse des Häuschens und dachte nun: „wenn nur der Tag sie nicht weckt, wenn sie nur so lange fortschläft, wie ich es brauche und bis ich sie auf meine Weise erwecke!"

Wie schwer aber war es doch der Röseli geworden, die Nachtruhe vor dem Tage, der ihr wie der Eingang in ein neues Leben, wie ein Abschied von Vater und Mutter, von manchen lieben Gewohnheiten aus der Kinderzeit erschien, zu finden? In die Regungen der Freude mischten sich wehmüthige Empfindungen, bei deren Streite mit jenen sie erst gegen Morgen, als ein festes Vertrauen in ihre Brust gezogen war, daß Stäubi Alles was sie verlasse, reich-

lich ersetzen werde, einschlummerte. Sie konnte noch nicht lange geschlafen haben, da klang es wie Engelsstimmen vor ihren Ohren. Sie glaubte erst zu träumen, aber immer lauter, immer wirklicher tönte der Gesang und als sie sich ermuntert hatte, vernahm sie von einem Chore freundlicher Stimmen die Worte:

Ein Englein zieht am Hochzeitsmorgen
Wohl über'n See, wohl über Au'n,
Das Englein kennt nicht Lebenssorgen,
Es nennt sich selber: Gottvertraun.

Es schwebet fort, es kehret wieder,
Dann hebt es freundlich seinen Blick,
Und läßt im Hochzeitshaus sich nieder,
Und bringt zu ihm das beste Glück.

„Das ist Nicolaus mit den Schulkindern!" sprach Röseli süß lächelnd zu sich selbst. Der Gesang war verstummt und sie hörte nun auch den Bräutigam schon mit dem Vater und der Mutter durchs Fenster der Nebenstube reden. In wenigen Minuten war sie bei ihnen. Dann mußte Stäubi mit dem Vater hinaus in den Garten, denn es ging nun an wichtige Dinge, an denen nur die Frauen Theil nehmen durften. Ehe der Hochzeiter aber ging, flüsterte er seiner Braut zu:

„Sieh' Röseli, das war das Hochzeitscarmen, das Epithalamium. Das war das Geschenk, wie der Graf der Hanna keines bringen kann und ich habe

es selbst gemacht und es so eingerichtet, daß es für uns Beide paßt!"

Es war ein rührender Anblick, als am Morgen um die Stunde, wo Sonntags die Kirche zu beginnen pflegte — Nicolaus hatte diese Zeit selbst bestimmt — der greise Jean Stäubi die blühende Braut zur Kirche führte, dann das Wälti'sche Ehepaar diesen folgte und nun der Schullehrer mit freudestrahlendem Antlitze, vor der langen Reihe der Schulkinder, die bunte Alpenblumen zu Kränzen gewunden trugen, feierlich einherschritt. Viele Leute aus dem Orte schlossen sich an. Die Kirche war so voll, wie an den höchsten Feiertagen. Hanna war nicht zugegen. Sie hatte mit ihrem Staate, mit den Vorbereitungen zur Copulation zu thun, die erst um die Mittagsstunde statt finden sollte. Der Graf war Tags zuvor nach Interlaken gegangen und wollte im Laufe des Morgens zurückkehren.

In stiller Seligkeit betrat das neuverbundne Paar wieder das Elternhaus. Man wollte bis zum Nachmittage im Dorfe bleiben, dann hinüber auf Stäubi's Alp, wo die Kinder ihre Lust haben sollten. Noch einmal schien heute in dem Veteranen die alte Kraft, der frische jugendliche Geist wieder aufzuleben. Er sprach viel von seinen Jugendschicksalen, von den Ereignissen in Frankreich, von den Gefahren, die ihn auf seiner Auswandrung in der Revolutionszeit bedroht

hatten. Gegen Mittag schickte man sich an, der Trauung Hanna's mit dem Polen beizuwohnen. Da kamen einige Nachbarn und brachten die seltsame Kunde, daß große Bestürzung im Brauthause herrsche, weil der Graf noch nicht eingetroffen sey und daß die Braut in ihrem kostbaren Hochzeitskleide, strahlend in Seide und Schmuck, wie von einer innern Angst gedrängt, aus einem Zimmer in's andere irre und dann wieder zum Fenster zurückkehre, um mit thränenden Augen nach der Ankunft des Hochzeiters auszuschauen.

Der Mittag war schon längst vorüber und kein Nachen war gelandet, der den Grafen gebracht hätte. Vor dem Altare stand harrend der Priester und die Brautjungfern erwarteten im Gange des Brauthauses die alte Genossin bei den Fahrten auf dem See, die nun so hoch über sie erhoben werden sollte. Da trat Hanna sehr erhitzt aus ihrem Zimmer. Sie war in einen Mantel gehüllt und schien, ohngeachtet der Wärme des Julitags und der Gluth ihres Antlitzes in ihrem Innern von Frost durchschauert zu werden. Sie eilte schweigend an den Brautjungfern vorüber aus dem Hause nach dem Gestade des Sees hin. Der Oheim und ein Mädchen, welches ihr der Graf zu ihrer Bedienung zugeführt hatte, folgten mit hastigen Schritten. Sie bestiegen sämmtlich ein Boot, dessen Führern der Oheim doppelten Lohn versprach, wenn sie alle Kräfte anstrengen wollten, um Interlaken so bald zu

erreichen, wie möglich. Hanna beantwortete keine der Fragen, die der Oheim an sie richtete. Stumm und starr, wie ein Steinbild, stand sie im Vordertheile des Fahrzeugs und sah immer über den See hin nach der Gegend von Interlaken, ob nicht von dorther sich das Schiff zeige mit dem ersehnten Bräutigame. Einmal lenkte sich, durch einen Zufall geführt, ihr Auge zurück in das Boot. Da sah sie im Hintergrunde eine Gestalt an den Boden gekauert, deren Blicke listig und lauernd auf ihr weilten. Es war die Kräuter-Kätti, welche in der Verwirrung beim Einsteigen sich mit in das Schiff gedrängt hatte. Hanna bebte zusammen, wie vor einem giftigen Unthiere. Es war ihr, als habe sie ihren bösen Geist gesehen, aber sie sagte nichts, sie wandte sich wieder um und blickte starr vor sich hin in die Ferne. Da tauchten endlich die grünen Ufer von Interlaken, da tauchten die rund gewölbten Gipfel der stattlichen Nußbäume, welche die Spaziergänge beschatten, aus dem See hervor. Hanna breitete die Arme nach dem Ufer hin. Noch wenige Ruderschläge und es war erreicht. Wie im Fluge eilte sie dem Hause zu, das ihr Bräutigam bewohnte. Hier waren viele Menschen versammelt, deren verstörte Gesichtszüge Unheil verkündigten. Scheu wich man ihr aus. Sie vernahm die Worte: „Mord, Zweikampf, Flucht und Tod;“ sie wurde von entsetzlichen, verwirrten Vorstellungen ergriffen. Ohne weiter etwas zu hören, flog

sie die Treppe hinauf zu dem Zimmer des Grafen. Die Diener, die klagend und in hastiger Unruhe auf den Gängen sich bewegten, sahen sie mit seltsamen Blicken an, aber keiner suchte sie zurück zu halten. Sie trat in das Zimmer. Da lag des Bräutigams schöne Gestalt in Blut schwimmend auf einem Ruhebette, die freie Brust zeigte eine klaffende Wunde, er seufzte noch einmal tief auf, sein letzter Blick fiel auf die unglückselige Braut, dann verschied er.

Heini's Bosheit hatte ihr Ziel nicht verfehlt. Es war ihm gelungen, die zwei polnischen Edelleute aufzufinden, er hatte ihnen Alles entdeckt und glaubwürdige Zeugnisse von der Wahrheit seiner Aussage, die er sich vorsichtig zu verschaffen gewußt, vor Augen gebracht. Nichts konnte die beleidigten Männer zurückhalten, sogleich nach Interlaken zu eilen. Der Oheim fühlte sich in seinem Familienstolze, der Bruder des polnischen Fräuleins in der Ehre seiner Schwester tief verletzt. Erst am Morgen des Sanct Jacobstages konnten sie Interlaken erreichen. Sie begegneten dem Grafen, als er eben im Begriff war zu Schiff zu gehn, um die Verbindung, die ihn beglücken sollte, zu schließen. Der Oheim warf ihm das Unwürdige seines Benehmens vor, er nannte Hanna eine gemeine Betrügerin, die seinen Leichtsinn benutzt, um ihn mit ihrem Netze zu umspinnen. Der Bruder des Fräuleins äußerte sich noch heftiger. Es kam zu einem wilden Wortwechsel,

der damit endigte, daß die beiden jungen Männer, einer nur in dem Blute des andern, Genugthuung finden wollten. Der Graf erlag und sein Gegner ergriff, von Heini begleitet, die Flucht. —

Aus der starren Besinnungslosigkeit, in welcher Hanna dastand und auf den blutigen Leichnam des Bräutigams blickte, wurde sie durch die Verwünschungen, die beleidigenden und beschimpfenden Reden, mit welchen der Oheim des Todten sie überschüttete, erweckt. Sie konnte nichts antworten, sie hatte nicht einmal Thränen, um zu weinen, sie ließ fühllos Alles über sich ergehen. Auf den Befehl des polnischen Herrn wurde sie von den Dienern aus dem Hause gestoßen, in das sie als Gebieterin einzuziehen bestimmt gewesen war. Im entsetzlichsten Zustande, den Kopf dumpf und verwüstet, vor furchtbarem Eisesschauder mit den Zähnen klappernd, flüchtete sie, von dem Hohngeschrei des vor dem Hause versammelten Pöbels verfolgt, nach dem Boote zurück, das sie hergebracht hatte. Sie sah nicht, wie die Kräuter-Kätti an ihr vorüberhuschte unter die Menge, und wie der Blick des Weibes ängstlich und reuevoll auf ihr ruhte; sie bemerkte ihren Oheim und ihre Dienerin kaum, die sie in das Boot begleiteten. Während auf ihren Wink die Schiffer den Rückweg nach Brienz nahmen, setzte sie sich am Boden des Fahrzeugs nieder, nahm einen Blumenstrauß von ihrer Brust, zerpflückte ihn und warf die Blumen einzeln

in's Wasser. Dann beugte sie ihr Haupt nieder und verhüllte es in den Mantel. Der Oheim stand finster schweigend aufrecht am Ruder. Nichts unterbrach die Stille im Fahrzeuge, als ein schweres, krampfhaftes Schluchzen, das unter dem Mantel hervortönte. Völlige Dunkelheit war schon eingetreten, als man in der Nähe von Brienz anlangte. Da fuhr Hanna plötzlich auf und blickte wild um sich. Sie sah das Schulhaus auf der Gießbachs-Alp hell erleuchtet, sie hörte fröhliche Stimmen von dort herab. Ein herzdurchschneidender Schrei klang aus ihrem Munde. Mit einer raschen Bewegnug, die niemand verhindern konnte, schwang sie sich über den Rand des Bootes in die dunkeln Wellen. Man hörte den Schlag des Wassers, man sah, indem der Mantel zurückschlug, noch einen Schimmer des weißen Gewandes, aber alle Versuche, die nun angewendet wurden, die Unglückliche zu retten, oder nur aufzufinden, blieben vergebens.

Am Morgen des nächsten Tages wurde der schöne Leichnam in seinem Hochzeitskleide, in Schmuck und Seide von den Wellen des Sees an's Ufer getrieben.

Es war wiederum ein Jahr vergangen und der Schullehrer Stäubi saß gegen den Abend des Sanct Jacobstages mit seiner jungen Frau, die einen Säugling an der Brust hielt, vor dem Schulhause. Röseli hatte rothe Augen. Der Tag hatte sie auch an

Hanna erinnert und ihrem Angedenken waren Thränen geflossen. Eine andere Wunde, die indessen das Schicksal dem jungen Ehepaare geschlagen, war noch frisch genug, um in ihrem Herzen nachzubluten. In der Frühlingszeit, wann Jean Stäubi alljährlich zu der Muhme Almend gewandert war, erkrankte der Greis an einer schnell zunehmenden Schwäche. Er verschmähte jede Arznei und der bekümmerte Sohn mußte sich überzeugen, daß die Auflösung unaufhaltsam ihren Weg vorschreite. Da hatte sich an einem heitern Abende der Greis, der im tiefen Schlummer geschienen, plötzlich erhoben, mit gefalteten Händen im Zimmer umhergeschaut und lächelnd gefragt: „Habt ihr das Mühmeli nicht gehört! Sie hat mich gerufen. Deutlich habe ich ihre Stimme vernommen. Horch! Sie ruft wieder. „Hier!“ entgegnete er, indem er mit einer letzten Anstrengung seine Stimme laut erhob. Dann war er auf sein Lager zurückgesunken und noch immer lächelnd gestorben.

Heute am Hochzeitstage hatten die Eheleute viel von ihm gesprochen und die Wehmuth aus dieser Erinnerung hallte noch Abends in ihren Empfindungen wieder. Da sahen sie die Eltern der Frau vom See heraufsteigen, da lächelte der Säugling sie an und sie erkannten freudig, daß sie doch, trotz des großen Verlustes, der in dem Laufe der Natur gelegen, ein gar zu glückliches Ehepaar seyen.

Der Bildhauer in Tyrol.

In einem engen und abgelegenen Thale Tyrols stand einsam und von wenigen gekannt eine Hütte. Neben dieser Wohnung erhoben sich steile, himmelan starrende Felsen und hinter ihr lehnte sich, von ewigem Schnee bedeckt, das Gebirg an die strahlenden Ferner, die jeder heitere Morgen, jeder unbewölkte Abend mit neuem Rosenroth bekleidete. Um die Hütte selbst, die im Schutze des Gebirges lag, zog sich ein kleiner, frisch grünender Wiesengrund; an dem Gletscherbache, der diesen durchrauschte, blühete Vergißmeinnicht und reiften Erdbeeren. Nur ein schmaler Pfad wand sich aus dem tiefer gelegenen Thalgrunde, zwischen Föhrenwaldungen und eng gegen einander drängenden Felsen zu der Hütte heran; bei dieser hörte er auf, denn die Gegenden, die hinter ihr lagen, wurden nur selten von einem menschlichen Fuße, von dem eines verwegenen Gemsenjägers etwa, oder eines frevelnden Schmugglers, betreten.

Vor der Thüre der Hütte saß auf einem Holzblocke ein junger Mann, dessen kräftige Gestalt, dessen kühn blitzendes Auge ihn für ein minder ruhiges und friedliches Geschäft zu bestimmen schien, als das, worin

er eben begriffen war. Die Morgensonne beleuchtete ihn und eine Menge kleiner Holzfiguren, die um ihn herum auf dem Boden standen. Thierbilder aller Gattungen zeigten sich hier: Adler und Lamm, Pferd und Löwe, Katze und Maus und andere seltsamere Gestalten, an denen die Phantasie der spielenden Kinder Lust und Freude findet. In diesem Augenblicke war der kunstreiche Holzschnitzer bemüht, einen ernstern und erhabenern Gegenstand auszuführen. Sein einfaches Werkzeug, ein schlichtes Landmannsmesser, glitt, von geübter und sicherer Hand geführt, leicht über einen größern Block hin, den er zwischen den Knieen hielt und aus dem schon erkennbar die Conturen irgend eines der Andacht gewidmeten Heiligenbildes hervortraten. Oft sah der junge Mann von der Arbeit nieder auf die niedlichen Spielwaaren zu seinen Füßen. Er lächelte dann mild und die Gluth seiner Blicke wandelte sich in einen sanften Glanz und es war, als ziehe eine Erinnerung jener Zeiten, wo ihn selbst das Spiel mit solchen Dingen erfreut hatte, durch seine Seele. Dann flogen auch wohl, in einem Momente der Ruhe, seine Augen nach der Wand der Hütte und das Feuer, das ihnen eigenthümlich war, strahlt ein einem höhern Lichte. Jene Wand war mit Gemshörnern und Kranzscheiben geziert. Aus dem stolzen und triumphirenden Lächeln, mit welchem sie der junge Mann betrachtete, konnte man wohl schließen, daß er es sey, der die Hörner

des gefährlich zu jagenden Thieres erbeutet, der als ein tüchtiger Scheibenschütze bei'm Wettschießen die Scheiben sammt den Preißkränzen gewonnen habe. Die Ruhe, die er sich von seiner Arbeit gönnte, war übrigens nur kurz und flüchtig. Es schien ihm sehr angelegen, sein neues Kunstwerk schnell und emsig zu fördern.

Als nun aber die Sonne höher stieg, über das Eisthal des Ferners empor, und schon anfing die Wipfel der Föhren im Grunde zu beleuchten, da sprang der junge Mann hastig auf, schob das Messer in die an seiner Seite hängende Scheide und ging, nachdem er sich zu wiederholten Malen unruhig nach den Felsenklippen neben der Hütte umgesehen, mit eiligen Schritten der niedern Waldung zu. Kaum hatte er diese betreten, und kaum glitten seine Füße über die trockenen Blätter und das schlüpferige Moos am Boden noch flüchtiger hinweg, so erheiterte sich sein kräftiges Angesicht, seine Blicke flogen empor zu den Wipfeln der Bäume und er reizte nun, indem er die verschiedenartigsten Vogelstimmen künstlich nachahmte, die fröhlichen Waldsänger selbst zur Erwiederung. Zwischen diesem Spiele lachte er oft freudig für sich hin, wie wenn er so recht innig sein Ergötzen an den vielstimmigen Waldesliedern finde. Dann sah er auch wieder recht freien und fröhlichen Antlitzes in den Gletscherbach, der in unzähligen silberschäumenden Abstürzen, neben seinem Pfade, in

die Tiefe hinabeilte. Das rege, ungezwungene Treiben der Wellen, die Frische und Klarheit, die ihren jugendlichen Ursprung verkündeten, erfreueten den Jüngling und es war ihm, als ströme bei ihrem Rauschen, ihrem beweglichen Glanze, ein höheres Gefühl von Freiheit und Wohlbehagen in seine Brust.

Nach einer halben Stunde fröhlicher Wanderung, schien er sich am Ziele zu befinden. Er blieb auf einem kleinen Raume stehen, um den sich der Wald ein wenig erweiterte. Ueppiges Wiesengrün, bunte und würzig duftende Bergblumen schmückten den Grund, durch den nun auch der Gletscherbach still und friedlich hinfloß. So freundlich und anmuthig hier auch die Natur in ihrer äußern Erscheinung sich aussprach, so mochte doch der junge Wanderer eben an dieser Stelle von Gedanken an irgend einen andern Gegenstand befangen seyn, der ihm mehr Theilnahme einflößte, als die liebliche idyllische Umgebung. Er sah unruhig und forschend nach einem schmalen Waldpfade jenseits des Baches. Der Pfad schien hinauf in's Hochgebirge zu führen und war durch einen schmalen Holzsteeg mit dem diesseitigen Ufer verbunden.

Da rauschte es mit einem Male im Gesträuche und den Bergpfad herab flog in fröhlichen Sprüngen ein Hund, der bekannt und vertraulich an dem jungen Mann in die Höhe sprang und von diesem wieder geliebkost wurde. Lange aber beschäftigte sich der Ty-

roter Jüngling, dem der Hund nur die Nähe einer ersehntern Erscheinung angekündigt hatte, nicht mit dem Thiere, sondern jubelte aus voller, kräftiger Brust einhoch aufjauchzendes: „Hallay!“ in die Berge hinein, das in vielstimmigem Echo wiederklang. Dann blieb er still und lauschend stehn und vernahm mit Entzücken den Ton einer weiblichen Stimme, die ihm mit der ersten Strophe eines Volksliedes Antwort zu geben schien:

„Der Majen ist unter, der Veitstag rückt un *),
Wo's Vieh einmahl wieder gen Alpen giehn kun;
Bring ich aft **) den Kühen die Riemen und's G'läut
Da hupfens und springens, Bue! ***) däs ist ä Freud.“

Dem wortlosen, frisch-freudigen Jodeln, welches dieser Strophe folgte, schloß sich der junge Mann mit seiner kräftigen Bruststimme an. Zugleich war er, von dem muntern Hunde gefolgt, in zwei Sprüngen jenseits des Baches und hielt hier, eine feste Stellung einnehmend, die Arme weit offen, um ein fröhliches Mädchen, das odemlos den abschüssigen, nadelbedeckten Pfad herabflog und seine Schritte nicht mehr hemmen konnte, an seiner Brust in Empfang zu nehmen.

„Blasi!“ stammelte sie, als seine Arme sie umschlossen.

---

*) An.
**) Dann.
***) Ein Ausruf, um Aufmerksamkeit zu erregen.

„Maidele!“ *) entgegnete er und sah mit strahlenden Blicken auf das schöne siebenzehnjährige Kind herab.

Blasi war, wann er seine Bildhauerarbeiten zum Verkaufe ausgetragen, weit herumgekommen in der Grafschaft Tyrol. Man kannte ihn in Inspruck und Botzen, an der italienischen und Schweizergrenze, und allenthalben war der kräftige und heitere Sohn der Berge gern gesehen und von manchem Mädchen ausgezeichnet worden. Er aber fand auf seinen Wanderungen nimmer diejenige, die er gern gesehen hätte, und kehrte jedesmal mit der mehrbefestigten Ueberzeugung zurück: es wachse doch nirgends anders eine so liebliche Jungfrau empor, wie die Alpenblume im heimathlichen Thale: das herzige Maidele. Wie das Kind jetzt vor ihm stand, war es in der That auch die anmuthigste Erscheinung, die einem jungen Tyroler nur vorkommen konnte. Die glänzenden kastanienbraunen Haare waren aus der frei erhobenen Stirn gestrichen und ihre Lockenfülle barg sich unter einem Basthute, der auf beiden Seiten ebenmäßig und zierlich in die Höhe gebogen war. Aus dem Schatten des Hutes glänzte ein treues, vollwangiges Antlitz, mit dunkeln schelmischen Augen, zwei Kirschenlippen

---

*) Marie.

und drei Grübchen in Wangen und Kinn hervor. Ein rothes Seidentüchel fiel über den breiten, mit einer selbst geklöppelten Spitze besetzten Halsstrich herab und die kurzen, blendend weißen Hemdärmel waren wiederum mit einer ansehnlichen Spitze gesäumt. Um das buntfarbige Mieder schlangen sich, von silbernen Haften gehalten, in wohlbeachteter Regelmäßigkeit die Schnürfäden, und das rosarothe Band, welches die blaue Schürze hielt, mußte dem jungen Manne besonders gefallen, da es ein Geschenk war, das er dem Maidele von seiner letzten Wanderung nach Inspruk mitgebracht hatte.

Sie machte sich, als sie ein wenig zu Odem gekommen war, aus seinen Armen los, ließ ihre Blicke mit dem Ausdrucke besonderen Wohlgefallens einmal über die stattliche Jünglingsgestalt schweifen und sagte dann mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt:

„Es ist oben sehr schön auf der Alm und die Gottessonne scheint auf das bunte Wiesenthal, daß die Halme und Blätter glitzern, wie silberne und goldige Heiligenscheine; mir aber gefällt's halt nirgends besser, wie hier, und ich glaube, Blasi, daß du daran Schuld bist, weil ich dich immer hier finde, wenn ich herab komme aus dem Käser oder einmal nach den Kühen gesehn habe, ob sie der Bub gut hält."

„Maidele!" versetzte der Jüngling. „Ich sehe von Tage zu Tage mehr ein, daß wir mitsammen

passen, wie die Blumen zu der Alm und das Gebirg zu einem ehrlichen Tyroler. Wie du denkst, denke ich auch und von Roveredo an bis Kuffstein hinauf gibt es kein Plätzchen, das sich mit diesem Wiesengrunde vergleichen ließe."

„Komm, frühstücke mit mir!" sagte Maidele und ließ sich in das Gras nieder. „Dir habe ich ein Stück Salami mitgebracht und mir habe ich Erdbeern gepflückt im Walde. Es schmeckt besser, wenn zwei zusammen sind und ich bin eben nicht eilig, denn der Vater ist schon seit gestern Abend zehn Uhr fort und wird erst, wie er sagte, gen Mittag wieder heimkommen."

„Schon seit gestern Abend zehn Uhr?" erwiederte befremdet Blasi, indem er sich neben das Mädchen setzte und an dem Frühstücke, das sie auf ein weißes Tüchel auf ihrem Schooße ausgebreitet hatte, Theil nahm. „Was hat er so spät noch geschafft? Das ist doch keine Zeit, um irgend eine Wanderschaft anzutreten hinab in's Thal oder gar in die Berge hinauf, wo die Hütten und Stadel sehr sparsam gesäet sind und die rauhen Eiswinde um Mitternacht schneidend das Gebein durchschauern."

„Weiß nicht!" versetzte das Mädchen und ließ sich die würzigen Erdbeeren wohl munden. „Glaub eben, den Vater hat einmal wieder die alte Lust ge-

stochen und er ist mit den Mauthnern auf die Schmuggler-jagd, wie sie's nennen, gezogen."

Blasi ließ den Bissen, den er eben zum Munde führen wollte, sinken und sah das Mädchen erblassend an. Sie aber bemerkte seine Bestürzung nicht und fuhr ruhig fort:

„Jung gewohnt, alt gethan! Das ist ein Sprüchel, in welchem wohl die Wahrheit enthalten ist. Ehe der Vater die Mutter gefreit und durch sie Haus und Hof unten am Riedl *) bekommen hatte, diente er unter den Mauthnern und es ist noch in den langen Winterabenden seine größte Freude, wenn er von den Streichen erzählen kann, die er den listigen Schmugglern gespielt hat. Sie werden noch oft sprechen von dem Bartel Werner, die Spitzbuben oben auf der Grenze!" sagt er dann manchmal. „Keiner ist ihnen entgegengetreten seither, der ihre Schliche so genau kannte, der mit ihren Pfiffen so vertraut war und sie immer voraus errieth, wie der Bartel." So lange die Mutter selig lebte, ließ er's doch nur bei'm Erzählen bewenden. Es ist nun jährig, daß sie der liebe Herrgott zu sich nahm. Seitdem hat der Mann keine Ruh mehr in Haus und Hof. Er erzählt noch immer Abends, weil er's so gewohnt ist, aber seine Erzählung kommt nicht mehr so lustig und frisch heraus wie

*) Weiler.

sonst. Damals lachte er über die Schmuggler und ihre Streiche, jetzt ist er giftig auf sie und schimpft sie Diebe an Kaiser und Reich. Vor einem Paar Monaten etwa kam er Abends fröhlicher, als gewöhnlich, aus der Schenke nach Haus. „Ich muß einmal aus dem Nichtsthun heraus!“ sagte er und nahm den Stutzen von der Wand. „Ich gehe mit den Mauthnern auf die Grenze und wir streifen die Nacht durch auf dem Gebirg und im Walde.“ So hat er's nun schon mehreremale getrieben und gestern Abends wird er wohl wieder mit den Mauthnern auf die Jagd gegangen seyn.“

Maidele hatte das ganz arglos erzählt und schien auch keinen besondern Anstoß an dieser Art von Jagd zu finden.

„Auf die Menschenjagd!“ sprach bitter aber unverständlich der junge Mann in sich hinein. „Und wo sind sie hingezogen?“ fragte er dann im Tone der ängstlichsten Spannung. „Sage mir, Herzensmaidele, welchen Weg haben sie eingeschlagen und was haben sie etwa für Worte fallen lassen, aus denen zu erkennenn wäre, daß sie etwas von einem Unternehmen der Schmuggler während der vergangenen Nacht gewußt hätten?“

„Was geht es dich und mich an!“ entgegnete gleichgültig das Mädchen. „Ich höre nicht auf das Gespräch der Mauthner, die ich ohnehin nicht leiden

mag, weil sie uns den Zucker und Kaffee vertheuern, und du sollst nicht neugierig seyn, wie ein Kind oder eine alte Frau. Laß dir deine Salami schmecken, wie ich mir meine Erdbeeren, und sprich von etwas anderm, von was Lustigem, von der nächsten Comödi etwa, wo du gewiß wieder einen Heiligen oder einen Engel agirst."

In diesem Augenblicke fiel im höhern Theile des Gebirges ein Schuß. Der Schall wiederholte sich in den Felsenklüften und endlich ließ sich ein fernes Donnerrollen, das Getöse einer durch die Lufterschütterung abgelösten Lawine vernehmen. Blasi hatte mit einer Gebehrde der lebhaftesten Besorgniß gelauscht, ob dem Schusse nicht etwa mehrere folgen würden; als aber Alles still blieb und auch der Donner des Schneesturzes fern verhallte, da erheiterte sich plötzlich sein Angesicht auf eine seltsame Weise, in einem Tone, als wälze sich eine schwere Last von seiner Brust, rief er laut: „Gottlob!" und nahm zugleich Maidele's Rechte zwischen seine beiden Hände und drückte sie im Gefühl seiner Freude so innig, daß das Kind laut aufschrie und die Hand mit einem bösen Gesichte zurückzog.

„Bist du närrisch worden, Blasi?" hob sie in einem ärgerlichen Tone an. „Drückst mir fast das Blut unter den Nägeln hervor und rufst noch „Gottlob" dazu, als ob dir was Rechtes gelungen wäre!"

„Sey nicht schlimm, Maidele!“ erwiederte der Jüngling, indem er seine Verlegenheit unter einem raschen Griffe nach einem großen Stücke der gepriesenen Salami zu verbergen suchte. „Es war nur vor Freude, daß mein Vater Ignaz glücklich von der gefährlichen Gemsjagd heimgekehrt ist, wie mir dieser Schuß anzeigte. Er war schon drei Tage und zwei Nächte abwesend und es hätte ihn wohl ein Unglück betroffen haben können.“

„Blasi!“ sagte das Mädchen und hob dabei schelmisch drohend den Zeigefinger der rechten Hand. „Ich glaube, du flunkerst! Vor der Gemsjagd hast du dich mein Tage nicht gefürchtet und Ignaz Tetta, dein Vater, treibt die Sache auch schon so lange, daß er sich wohl zu helfen weiß und nicht so leicht ein Uebel erleidet. Aber ich will nichts wissen von allen diesen Dingen. Ich will mit dir reden von der Comödi, denn die liegt mir sehr am Herzen, weil ich in der ersten Comödi, zu der mich der Vater mitgenommen, dich zum erstenmale gesehen habe. Es wird nun bald jährig. Du spielteſt den heiligen Erzengel Michael und als du vortrateſt und dem Gott sey bei uns“ — hier bekreuzigte sich Maidele — „das goldne Schild mit dem Auge Gottes vorhielteſt und er nun ablaſſen mußte von der armen Creatur, die er verderben wollte, da wareſt du gar zu lieb und majestätisch anzuschauen. Der Engel Michael muß einmal dein Mann werden, dachte ich damals schon. Alles war

gerührt. Die Frauen weinten, die Männer sahen sich ernst und schweigend an. Die Kellnerin, die im Garten umherging und einschenkte, fand in der nächsten halben Stunde alle Gläser unangerührt; ein Knabe, der auf einen Baum geklettert war, um besser zu sehen, konnte sich bei der Rührung nicht mehr halten und rutschte herab und hätte sich sicherlich ein Leids gethan, wenn ihn ein Schütz aus Passeyr nicht aufgefangen hätte. Ich vergesse den Tag mein Lebelang nicht," fuhr Maidele in glücklicher Redseligkeit fort. „Als die Comödi vorbei war, tanztest du mit mir bis tief in die Nacht und es war das erstemal, daß ich von den übrigen ältern Mädchen als ein Jüngferle angesehen wurde. Ich war nicht stolz darauf, aber darauf war ich stolz, daß du mit mir am Meisten tanztest und ich hörte wohl, wie eine und die andere mich beneidete um den Engel Michael. Die luftigen jungen Herrn aus Inspruck und Hall, die aus Hohn zur Bauerncomödi gekommen waren, forderten mich auch auf zum Tanze, alle nach der Reihe, aber ich schlug's ihnen ab und dachte: mit meinem Engel tanzt sich's doch besser! Gelt, Blasi, damals hast du es schon gemerkt, daß ich dir gut war. Und das Gutseyn ist nun in der Zeit immer mehr geworden und" — setzte sie seufzend hinzu — „wenn es in einem fort so steigt, so weiß ich mich zuletzt nicht zu lassen vor lauter Liebe zu dir. Aber ich schwatze und schwatze und

vergesse wieder auf die nächste Comödi! Sag, Blasi, was wird gegeben, was agirst du?"

„Wir sind noch nicht einig darüber," antwortete der junge Mann, indem er die Ueberbleibsel des Frühstücks zusammenpackte, und in Maidele's Tuch einband. „Ein Vogelsteller aus Imst im Innthale hat die mitleidige Action von der heiligen Genoveva und dem Pfalzgrafen Siegfried beschrieben und ich selbst habe die Martyrschaft des lieben heiligen Sebastian in eine Comödi gebracht. Nächstens kommen wir zusammen auf der Blumenalm, alle die zu der Comödi gehören, und da wird gechürt und gelooft, wessen Spiel agirt werden soll."

Maidele hatte sich erhoben und der Hund, der seiner Herrin treu zugethan war, sprang fröhlich um sie herum. Sie klopfte Moos und Nadeln von ihrem Kleide und sagte, Blasi die Hand reichend:

„Wenn Recht und Gerechtigkeit bei'm Comödispiel ist, so muß es der heilige Sebastian der Genoveva abgewinnen. Könnte ich nur lesen, dann wüßte ich, was ich thät! Ich ließ mir deine Comödi geben und lernte sie daheim auswendig. So aber muß ich schon warten, bis du einmal Abends auf die Alm zu mir kommst und mir die Action vorliesest. Ach, Blasi, sprach sie plötzlich in einem trauerigen Tone und mit einer trüben Gebehrde, die dem frischen Gesichtchen gar seltsam stand: „wie lange werden wir es noch so

treiben müssen in der stillen und heimlichen Freierei? Wenn ich andere Mädchen sehe, die ihre Hochzeiter haben und mit ihnen vor aller Welt umhergehen und froher Dinge sind und nur von Hochzeit und Haushalt schwatzen, dann wird mir's immer schwer um's Herz! Ich denke an meinen Vater und an deinen, ich denke daran, daß sie sich beide einander nicht leiden können und einer dem andern nicht einen freundlichen Gruß bietet, wenn sie sich auf einem gefährlichen Saumpfade begegnen, und dann denke ich wieder, daß es ein rechtes Elend ist, daß wir beide gerade uns in einander vergaffen mußten, da doch unsere Väter gar nicht in einander vergafft sind. Blasi, Blasi, es geht einem doch manchmal recht schlimm in der Welt und man möchte sich heraus wünschen, wenn man nicht wiederum eine frohe Hoffnung hätte, wie die auf die Comödi."

Blasi mußte lächeln und drückte Maidele's beide Hände, die er gefaßt hatte. Er sah mit inniger Liebe und herzlichem Wohlgefallen auf das reizende Kind herab. Seine lächelnden Züge aber verwandelten sich wieder in die des Ernstes und, mit trüben unbestimmten Blicken zu Boden schauend, sprach er:

„Mein Vater ist nicht gegen uns. Noch am letzten Sanct Johannistage sagte er: meinetwegen mögt ihr euch nehmen, das Mädel soll mir lieb seyn im Hause, aber mit dem Bartel Werner will ich nichts zu thun haben."

„Das ist ja eben das Unglück," sagte fast weinend Maidele. „So sprechen sie alle Beide und keiner will dem Andern so viel zur Gönne thun, als man im Auge leiden kann. Dich lobt der Vater und sagt, du wärest ein braver Bursch, ein ehrlicher Gemsschütz und ein tüchtiger Bildhauer, der schon ein schönes Stück Geld verdient haben müsse; hört er aber nur den Namen Ignaz Tetta, so steigt's in sein Gesicht so dunkel auf, wie ein Gewitter und was er für sich hinmurmelt, klingt nicht wie Gotteswort oder wie ein Segenswunsch. „Schlage dir den Jungen aus dem Sinn," sagte er neulich zu mir, „denn mit dem Alten kann ich nimmer als Schwieger leben." Ich antwortete nichts, aber ich dachte bei mir selbst: das thue ich nun und nimmermehr; denn ich habe dem Blasi Treue geschworen im Herzen und wenn ich ihn nicht kriege, nehme ich mein Lebtage keinen andern. Ja, Blasi, das ist wahr und so halte ich's auch! Werd' ich nicht deine Frau, so bleib' ich bis an mein Ende das Maidele Werner."

Mit diesen Worten wollte sie sich rasch losreißen und ihren Weg in's Thal hinab fortsetzen. Blasi aber hielt sie bei beiden Händen fest und sagte sehr treuherzig:

„Gräme dich nicht, Maidele! Es wird noch Alles gut gehn, denn es war ein gutes Zeichen für uns, daß wir uns zum erstenmale gesehen bei einer

heiligen Action, wo die Rechtschaffenheit am Ende doch siegte und der Versucher entfliehen mußte in die Finsterniß. Gib Acht, das war ein Bild unsers Schicksals! Auf den Regen der Sonnenschein, so folgt sich's immer in der Welt und wir müssen nur Vertrauen haben auf die Zukunft und Hoffnung auf das, was sie uns bringen wird.

„Wahrhaftig, du hast Recht!" versetzte schon wieder heiter das Mädchen, indem sie ihn lächelnd ansah. „Der Gedanke an die Zukunft und die Comödi soll mich trösten, wenn mir's als schwer herauf an's Herz steigt. Jetzt leb' wohl, Blasi! Heut' zu Abend bin ich, will's Gott! auf der Alm und wenn du mich da besuchen und den heiligen Sebastian mitbringen willst, so soll mich's freuen."

„Es ist ein Wort!" sagte der junge Mann und schüttelte kräftig Maidele's Rechte. „Ich lese ihn dir vor und mache alle Handthierungen dazu, als wenn ich auf dem Theatrum stände. Bis dahin lebe wohl, Maidele. Gott behüt' dich!"

Die Liebenden trennten sich. Blasi sah dem lieblichen Kinde nach, bis sie in's dichte Gehölz verschwunden war. Dann trat er selbst langsam und nachdenklich den Rückweg nach der Hütte an. Er sah nicht mehr heiter und unbefangen vor sich hin, wie er gethan, als er hinab zu der ersehnten Zusammenkunft geeilt; seine Stirn hatte sich in Falten gelegt, sein

Blick war finster geworden und Gedanken sehr ernster Art schienen sein Inneres zu beschäftigen.

Auf dem Platze vor der Hütte, den früher der junge Bildschnitzer eingenommen, saß jetzt mit gekrümmtem Rücken und mit dem Kinn auf die Hand gestützt, die auf der Mündung des an den Boden gestemmten Stutzen ruhete, ein ältlicher Mann von mürrischem Ansehn. Ein verächtliches Lächeln flog über die tief eingegrabenen Züge des bräunlichen Antlitzes, das mehr von den Spuren verderblicher Leidenschaften, als von dem Einflusse des Alters entstellt schien, als der Mann mit einem Fußtritte die künstlichen Arbeiten des Bildners bei Seite warf und nur das angefangene Heiligenbild säuberlich mit der Hand aufnahm und an eine andere Stelle schob. Er saß dann wieder ruhig, wie tief in Gedanken verloren, und schickte nur manchmal einen unwilligen, flammenden Blick des dunkeln Auges nach der Stelle des Gehölzes, wo der in das Thal hinablaufende Fußpfad verschwand. Sein Angesicht verfinsterte sich mehr und mehr, eine innere Bewegung schien ihn nicht mehr zu lassen auf dem Sitze, er stand auf und war eben im Begriff, sich in die Hütte zu begeben, als ein Geräusch über seinem Haupte seine Aufmerksamkeit erregte und seine Blicke nach der hoch über der Hütte schwebenden Felsenspitze lenkte. Hier

sah ein widrig grinsendes Menschenantlitz, von schwarzem Lockenhaare umflossen, herab und der Arm des Obenbefindlichen, der sich an den Rand des Felsens platt niedergestreckt haben mußte, winkte dem Aufschauenden zu.

„Ignaz Tetta!" rief eine heisere Stimme. „Doctor des Naturrechts, laß dich stören in deinen tiefsinnigen Betrachtungen und vernimm gute Neuigkeiten Ein Glück kommt nie allein und das, so uns in dieser Nacht geworden, verbürgt uns das der künftigen. Diese Nacht haben wir auf dem Tanngraate gefischt, die nächste angeln wir am steinern Horn. Denk dir, die Grauröcke aus dem Thale und der Bartel Werner aus dem Riedl hatten sich aufgemacht wider uns, aber sie suchten uns am Grenzeck und wir hatten eine Stunde davon- alle Hände voll Arbeit. Bis morgen Früh zum ersten Hahnenschlag muß noch viel herein über die Grenze und jeder muß dazu thun. Auf der Herrnalb treffen wir uns, wenn der Mond nieder ist und die gute Zeit da ist für Schmuggler und für Diebe."

Das herabblickende Antlitz verzog sich zu wildem Hohne, er lachte widrig auf und schien sich im voraus an der Antwort zu ergötzen, die er bekommen würde.

„Was haben wir gemein mit Verbrechern?" entgegnete mit aufwallendem Zorne Ignaz Tetta. „Meine Handlung ist ein Werk des Rechtes, die That jener gehört der Sünde. Du freilich hast nicht Ur-

sache, dich von jenen zu trennen. Der Gregor Stücker ist bekannt in ganz Tyrol und jedermann weiß, weshalb er ein gewisses, eingebranntes Maal auf der Schulter trägt."

„Weil er gestohlen hat," antwortete kaltblütig der Mann auf dem Felsen, „und weil er so dumm war, sich erwischen zu lassen. Das ist eine alte Geschichte und einem Manne von Wissenschaft, wie dir, Doctor, sollte es nicht einfallen, dergleichen Dinge wieder aufzuwärmen. Jetzt bin ich dein Cumpan, Doctor, und schon deshalb mußt du Respect vor mir haben, wenn du ihn nicht gegen dich selbst aus den Augen setzen willst. Laß uns Eins kosen miteinander, Ignaz! Ich liege hier sehr bequem, die Sonne scheint mir recht behaglich auf den Rücken und wenn mir Alles so recht zu Sinne ist, wie in diesem Augenblicke, dann geht mir nichts über eine freundschaftliche Unterhaltung."

„So sprich mit dir selbst!" versetzte Tetta, indem er Anstalt machte, seine Hütte zu betreten. „Ich bin dein Freund nicht und mag nicht mehr mit dir zu schaffen haben, als unser Gewerb mit sich bringt."

„Nicht so mürrisch, Alter!" rief Gregor herab. „Weißt du wohl, daß wir in vergangner Nacht nahe daran waren, mit den Grauröcken zusammenzutreffen?" Ignaz hemmte seinen Schritt, um noch diese Nachricht, die ihm wichtig war, zu vernehmen. „Der Bartel Werner ist aller Ränke voll," fuhr jener

fort, „und es geschähe ihm schon recht, wenn er einmal Nachts den Hals bräche auf den Felsenwegen, die er die Mauthner führt. Er hatte seinen großen Spürhund mitgenommen und die Bestie war schon bis an unsere Lauerposten herangeschnüffelt, sie fing an gräßlich zu heulen, als sie sich zum Glück in ein Fuchseisen fing, das ich zufällig Tags vorher gestellt hatte und wir nun ohne Umstände mit den Stutzenkolben ihr das Garaus machen konnten. Der Bartel wird's lange nicht verschmerzen! Er hatte das Vieh lieb, wie sich selbst, oder gar noch mehr."

Ein heiseres Lachen folgte dieser Rede. Ignaz blickte düster vor sich hin, knirschte mit den Zähnen und stieß sein Gewehr heftig auf den Boden. Dann sagte er mit erzwungener Kälte zu dem Manne auf der Klippe:

„Es ist gut so! Wir werden ja sehen, wie lange es der Werner noch treibt auf diese Weise. Schlechte That findet schlechten Lohn."

„Recht gesprochen, Doctorsmann!" rief Gregor. „Wir werdens auch einmal ganz vortrefflich haben, weil wir so ganz vortrefflich handeln. Aber jetzt verlaß' ich dich. Dort unten aus dem Grunde seh' ich den Lämmleinsmacher, deinen Herrn Sohn, heraufsteigen und ich weiß nicht, woher es kommt, aber, wenn ich ihn erblicke, wird mir's immer übel. Auf Wiedersehen, Doctor! Die Herrnalb ist der Sammelplatz."

Daß häßliche Antlitz, mit dem dunkeln, wild herabhängenden Lockenhaare, verschwand von der Felsenspitze. Ignaz starrte noch einige Augenblicke lang düster hinauf, dann sagte er, sich wieder nachlässig auf den Schemel des Bildschnitzers setzend:

„Er hat eine widrige Stimme, der Gregor! Meinte ich doch, ich hörte einen Raben krächzen, als er mich noch einmal auf die Herrnalb beschied.“

Seine Blicke hefteten sich wieder auf den Pfad, wo nun sein Sohn erscheinen mußte. Nur der allgemeine Ausdruck einer tiefen Schwermuth lag jetzt in seinem Wesen, aber durch diesen trat auch der Trotz eines Mannes hervor, der mit seinem Leben die Grundsätze, die er einmal ergriffen hat, vertheidigt. Ein bitteres Lächeln schwebte immer um seine Lippen, der Ausdruck einer Verachtung, welche der ganzen Welt zu gelten schien. In diesem Augenblicke war es milder als gewöhnlich. Er bückte sich und nahm die Arbeiten des Sohnes, die er früher umgestoßen hatte, wieder vom Boden und stellte sie an ihren alten Platz. Lange sah er das halb vollendete Bild des Heiligen an, seufzte dann tief auf und legte es sehr leise in eine Nische der Hüttenwand. Bei dieser Beschäftigung überraschte ihn der Sohn, der sich genähert hatte, ohne von ihm bemerkt zu werden. Die Stirn des Vaters legte sich in tiefere Falten, als er den Morgengruß des jungen Mannes vernahm.

„Du hast lange auf dich warten lassen!“ sagte er in einem ernsten, trocknen Tone, indem er Stutzen und Waidtasche durch ein geöffnetes Fenster in das Innere der Hütte schob. „Mein Schuß war doch stark genug, um eine halbe Stunde ringsum und in's Thal hinab noch weiter gehört zu werden. Sprich, Blas, hast du wieder mit des Werners Dirne gekost? Such' dir eine andere, denn die hält der alte Narr, ihr Vater, zu hoch, wie er es meint, oder zu niedrig, wie ich es meine. Ich wette, er gibt sie zehnmal lieber einem elenden Mauthnerknecht zur Frau, als einem freien Gebirgsschützen!“

„Ich war mit Maidele zusammen;“ antwortete ruhig der Sohn und nahm seine altgewohnte Stelle ein, um die Schnitzarbeit an dem Heiligenbilde fortzusetzen. Der alte Tetta betrachtete ihn mit Blicken des Unmuths und eine dunkle Röthe stieg auf die tief gefurchten Wangen. Schweigend und mit untergeschlagenen Armen schritt er einige Male auf dem Platze vor der Hütte auf und nieder. Er schien mit sich selbst nicht einig. Endlich mochte er zu einem Entschlusse gekommen seyn. Er trat vor Blasi hin und hob in einem Tone, dessen Gereiztheit er gewaltsam zu unterdrücken suchte, an:

„Du hast viel Glück in der Welt, daß du auf eine so ruhige und friedliche Art Geld und Gut erwirbst. Du brauchst dich nicht von der Stelle zu be-

wegen und halsbrechend ist deine Arbeit auch nicht. Aber, Blas, ich möchte dennoch um alle Schätze der Erde nicht an deinem Platze seyn! Ist das die Thätigkeit eines freien Mannes, eines kräftigen Jungen, wie du bist, die sich dazu hergibt, für kleine Baben und Mädchen Affen und Puppen zu schneiden? Ist das im Rechte, ist das in der Natur begründet, daß ein Mann sich zum Sklaven kindischer Launen und kindischer Lust macht? Sieh um dich, Blas! Sieh die Felsen, sieh die Berge, sieh die Ferner! Du kannst Herr und Herrscher seyn in ihnen, wenn du willst, denn die Natur hat dir Kraft und Klugheit dazu gegeben. Mußt du dich nicht schämen, wenn du nur auf deine Püppchen und Bildchen niederblickst? An diese elenden Dinge verschleuderst du deine Kraft, setzest du deine Jugendfreude. Rings um dich ermahnt dich die Größe der Natur zu Thaten, zu Werken, die sie und ihre ewigen Rechte ehren, aber du willst sie nicht verstehen, du tändelst, wie ein Kind, für Kinder!"

„Ich verstehe dich, Vater, und deine Vorwürfe;" antwortete sehr ruhig der junge Mann. „Ich weiß auch, daß du viel klüger und gelehrter bist, als ich, denn du verstehst Latein und hast studirt, zu Padua auf der Universität. Mein bischen Lesen und Schreiben ist nicht weit her und wenn ich meine Bilder zu Markt trage ins Land, dann meine ich auch immer, die Leute geben mir mehr dafür, als sie werth sind. Aber glaub'

mir, Vater, es ist auch ein schönes Gefühl, das die Freude der Kinder, die ja auch Gottes Werk sind, in uns erregt. Wenn die Kleinen sich an den Bildchen so gar innig ergötzen und die lachenden Gesichtchen so treu und unschuldig zu mir aufsehen, dann ist mirs, als blicke ich in den Himmel, oder in die blauen Blümchen am Gletscherbach, wenn sie so recht in voller Blüthe stehen!"

„Es ist Schade, daß du kein Mädchen geworden bist, Blasi!" versetzte mit leichtem Spott, hinter dem der Unmuth noch immer grollte, der Vater. „Da könntest du vor aller Welt so weiche und läppische Gefühle an den Tag legen, ohne Gefahr zu laufen, für einen — Schwächling gehalten zu werden."

Blasi hob die Augen rasch von seiner Arbeit und sandte ein Paar blitzende Blicke nach dem Vater. Er war gluthroth geworden, das Schnitzmesser zitterte in seiner Hand. Es herrschte einige Augenblicke lang ein peinigendes Schweigen zwischen Vater und Sohn. Dann hob der letztere, der sich gefaßt hatte, langsam die unbeschäftigte Linke, deutete auf die Gemshörner und Kranzscheiben an der Wand der Hütte und sprach in einem gemäßigten Tone:

„Die Gems da, deren Gehörn über der Thüre hängt, schoß ich nahe an der Ortelesspitze, wohin sich noch kein Jäger vor mir gewagt hatte. Die Jagd der Uebrigen, die mir Haut und Hörner lassen mußten, ist

gerade auch kein Kinderspiel zu nennen. Sprich, Vater, wo fändest du in Tyrol weit und breit einen Schützen von meinem Alter, der so viel Kranzscheiben auf den Schützenfesten erobert hätte, wie ich? Weiß der Himmel, ich will nicht groß thun mit meinen Thaten, aber du warst doch auch schon mit mir auf der Gemsjagd und konntest dich wohl überzeugen, daß dein Sohn kein Schwächling ist.“

„Das nagt mir eben am Herzen;“ erwiederte Ignaz. „Alles, was einen freien Mann aus dir machen könnte, liegt in dir, aber du lässest es unbenutzt liegen und hängst dich an Narrendinge, an Kinderspiel und Comödie. Wackre Männer schütteln den Kopf, wenn sie dir begegnen und nur die Weiber und Kinder lächeln dich an, wie ihresgleichen.“

„Es ist nicht so schlimm, Vater, wie du sagst;“ sprach lächelnd der junge Mann, der wieder ganz in seine Arbeit vertieft war. „Ich zähle doch noch manchen guten Freund im Lande und sehr Viele gibt es, mit denen ich nicht einmal Freundschaft schließen möchte.“

„Du sprichst von meinen Freunden!“ versetzte bitter der Alte. „Ich weiß, daß sie dir nicht behagen, weil es Männer sind, die den Tod verachten, um die Rechte der Menschen gelten zu machen; weil sie ausgleichen, was Gewalt und Habsucht Unrechtes hervorbringen. Ich denke, wie diese Männer, und

wenn du sie verachtest, so verachtest du deinen Vater mit ihnen.“

„Laß sie doch ihren Weg gehen und mich den meinigen!“ sagte ausweichend Blasi. „Wer hat sie zu Vertheidigern der Menschenrechte berufen? Dafür ist Obrigkeit da und Gesetz.“

„Gesetz!“ wiederholte höhnisch auflachend Ignaz. „Mit ihrem Gesetz aus Dinte und Papier zusammengedreht! Ich kenne nur ein Gesetz und das ist das Naturgesetz. Meinst du, das lerne sich in dumpfen Schulstuben, in gedrängten Hörsälen, hinter dem Actentische oder gar aus bestaubten Büchern? Die Berge predigen es, aus dem Eise der Ferner strahlt es dir überzeugend in's Herz, aus dem Rauschen des Waldbaches dringt es in deine Seele. Mir haben es zuerst die Menschen beigebracht, nach ihrer Art. Sie haben mich so lange bedrängt und gequält, bis ich einsehen mußte, daß das, was sie Recht nannten, himmelschreiendes Unrecht war, und ich nun anfing, mein Recht, wie es mir Vernunft und Erfahrung eingaben, gegen sie zu üben. Ich sollte ihre Rechte studiren! so wollten es die, welche Elterngewalt über mich hatten. Ich gehorchte und ärgerte mich über die Thorheiten und schauderte zurück vor den Schändlichkeiten, die mir entgegentraten. Sie lehrten auch ein Naturrecht auf der hohen Schule zu Padua, aber welches? Ein

verkrüppeltes, nach ihren Rechten zugeschnittenes; sie zeigten einen Polichinell statt eines Riesen. Blas, ich habe viel Unrecht in der Welt ertragen und geduldet. Endlich kam ich in diese Berge und fand deine Mutter. Sie war ein braves Weib, treu, wahr und kräftig, wie die Natur. Ich vergaß die Welt in der Liebe zu ihr, in der Verbindung mit ihr. Ich war sehr glücklich. Diese Einsamkeit wurde selten durch Menschen gestört, ihre Rechte und Gesetze kümmerten sich nicht um uns. Da starb deine Mutter. Ein neues Gesetz wurde dem Lande gegeben, es drang hinauf in unsere Berge, es schien mir ungerecht, abscheulich und seitdem — ja! seitdem —" sagte er noch einmal leise; dann schwieg er, von einer heftigen Empfindung im Innern ergriffen, plötzlich und ließ sich, wie ermattet, auf einen abgehauenen Baumstamm nieder, der sich neben der Hütte befand.

Er sah ein Weilchen lang still für sich hin, ohne daß der Sohn dieses Schweigen unterbrochen hätte. Nach einiger Zeit richtete er sich auf, erhob sein Angesicht und blickte frei, sogar mit einem Ausdrucke von Stolz und Selbstbewußtseyn um sich her.

„Seitdem bin ich ein Schleichhändler geworden;" fuhr er dann, als habe ihn nichts in seiner Erzählung gestört, ruhig fort: „ein Mann, der sich seiner Frei-

heit und seiner Kraft bedient, um das Recht zu schützen, das allen Menschen gebührt. Ja, Blas, wir sind Alle gleich und was einer auf eine ehrliche Weise erworben hat, darf ihm niemand schmälern! Wenn ich über die Felsen in die ewigen Schneewüsten hinaufsteige und Blut und Leben dran setze, eine flüchtige Gems zu gewinnen, und nun das schwer erworbene Gut zu meinem Grenznachbar bringe und diesem sage: „Nachbar, du kannst meine Gems besser brauchen, als ich und ich bedarf dagegen deines Korns und deines Weins, komm, tausche mit mir!" und der Nachbar ist es zufrieden und nun tritt ein dritter herbei und spricht: „nicht so, ihr Leute! davon muß auch ich mein Theil haben, ob ich gleich die Gems nicht erlegt, den Wein und das Korn nicht gezogen habe" — Blas," setzte er mit einem Blicke, der dem eines Wahnsinnigen ähnlich war, hinzu: „wenn das kein Unrecht, kein himmelschreiendes, strafwürdiges Unrecht ist, so will ich glauben, daß die Sonne um Mitternacht scheint, daß die Berge von einem Zuckerbäcker gemacht worden, daß die Gletscher einem Reisenden aus der Tasche gefallen sind. Ich soll das Blut, das von meinen Anstrengungen am Felsen klebt, für den vergossen haben, der mir fremd ist, den ich nie sah und erst dadurch kennen lerne, daß er mich berauben will? Nein! Nein!" lachte er wild und höhnisch auf: „Ignaz Tetta ist noch Herr seiner Kräfte und gibt seinen letzten

Blutstropfen dafür hin: daß Recht bleibe, was Recht ist!"

Blasi kannte seinen Vater. Welche Bitten, welche Vorstellungen hatte er schon an ihn verschwendet, um ihn von der Verbindung mit den Schmugglern abzubringen. Alles war vergebens geblieben. Das ganze Wesen des Alten war von dem Irrthume erfüllt, dem er sich aus Menschenhaß und Menschenverachtung, theils auch aus einer Ueberschätzung seiner selbst hingegeben hatte. Daß er den Beruf und die Verpflichtung in sich trage, das Recht, welches er für das der Natur und das ursprüngliche der Menschheit hielt, mit seinem Leben zu vertheidigen, war nach und nach bei ihm zu einer fixen, durch nichts zu widerlegenden Idee geworden. Er nahm nie etwas von dem Gewinne, welcher den Schmugglern von ihren gefährlichen Unternehmungen zufiel. Nur Dinge, deren er gerade in seinem kleinen Haushalt oder für seine Person bedurfte, brachte er manchmal mit heim und er hatte sie dann immer dem Kaufmann jenseits der Grenze bei Heller und Pfennig bezahlt. Und dennoch trieb keiner das Gewerbe eines Schleichhändlers so listig, verwegen und unausgesetzt, wie Ignaz Tetta. Ihm war es der Zweck seines Lebens geworden, ihm dünkte es so unentbehrlich, wie die Luft, die er athmete, während die andern auf diesem unsichern und bedrohten Wege nur Mittel suchten, ihr Leben zu erhalten. Unter den Schmugglern genoß

er eines großen Ansehens, das ihm seine Kühnheit und sein uneigennütziges Betragen erworben hatten. Die rohen Menschen hörten ihn geduldig an, wenn er, sich ganz der Gewalt seiner fixen Idee hingebend, ihnen vom Naturrechte vorsprach und daß dieses ihre Verbindung heilige. Sie entschädigten sich für die Langeweile, die ihnen das schwer oder gar nicht begreifliche Gerede verursachte, nur dadurch, daß sie ihm den Eckelnamen eines „Doctors des Naturrechtes" gaben, der ihn übrigens mehr zu ehren, als zu beleidigen schien. Er fehlte bei keiner ihrer Unternehmungen. Anstrengung konnte ihn nicht ermüden, Gefahr zog ihn an, statt ihn zurückzuschrecken.

Ignaz hatte vor seinem Sohne Alles ausgesprochen, was sein Herz und seine Seele erfüllte. Er glaubte, er müsse den jungen Mann überzeugt und nun endlich auch für seine Sache gewonnen haben. Mit Blicken voll gespannter Erwartung sah er nach ihm hin, der indessen ruhig fortarbeitete und seinem Heiligenbilde eine immer bestimmter vortretende Gestalt gab. Beide Männer bildeten eine seltsame Gruppe auf der Szene der großen Natur, die sie umgab: Der Vater mit seinem rauhen, wilden und zerstörten Wesen, der Sohn in seiner kräftigen Ruhe, seiner gelassenen, ungestörten Thätigkeit. Lange schwieg der junge Mann, weil er nach einer geeigneten Antwort suchte, die ihn rechtfertigen könne, ohne den Vater,

den er mit Recht als gemüthskrank ansah, zu einem Ausbruche von Heftigkeit zu reizen. Dann sagte er gleichsam scheu und die Blicke nicht von seiner Arbeit erhebend:

„Mich dünkt, es gibt einen alten frommen Spruch, der Alles sagt, was ich dir antworten könnte, Vater: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist.“

Mit einer heftigen Bewegung sprang der Alte auf. Ein schallendes Gelächter, das einige Augenblicke dauerte und mehr krampfhafter Natur, als willkührlich zu seyn schien, drang aus seinem Munde. Als das Gelächter verstummt war, blieb eine widrige Verzerrung in seinem Antlitze zurück. Er sah höhnisch auf den Sohn, der einige verstohlene Blicke von seiner Arbeit nach ihm gleiten ließ. Dann fing er an, ein Stückchen zu pfeifen, aber ehe er es noch vollendet hatte, hob er plötzlich im Tone des bittersten Spottes zu reden an:

„Das ist ein herrlicher Spruch, mein lieber Bildschnitzer und Comödienspieler Blas! Wenn du einmal wieder den Engel Michael oder Gabriel agirst, dann sprich ihn recht aus vollen Backen von dem Theater herab und ich wette drauf, der Bartel Werner gibt dir seine Tochter zur Frau, wenn du ihm dagegen versprichst, dich um einen so schlechten Vater, wie ich bin, nicht ferner zu kümmern. Sie haben mir auch

diesen Spruch eingebläut, als ich noch ein Knabe war, aber so gut begreifen konnte ich ihn nicht, wie ihn der Werner begriffen hat, der nun seine Freude daran findet, dem Spruche zu Gefallen auf die Jagd seiner Nebenmenschen zu gehen und einem, der ihm schußgerecht wird, eine Kugel in den Leib zu jagen, die ihn mit einemmale von allen papiernen Gesetzen und Rechten befreit. Dahin kann's auch mit dir kommen, mein guter Blas, wenn du dein frommes Sprüchlein immer vor Augen und im Herzen trägst. Du kannst dann in Compagnie gehen mit dem Bartel und wenn du dann einmal oben auf dem Felsengrate, bei'm matten Lichte des Mondes, eine gekrümmte Gestalt erspähst, die mühsam und keuchend einige Pfunde Caffee und Zucker aus der Thalschlucht herauf geschleppt hat und sich schon sicher wähnt in der Nähe des dichten Föhrenwaldes, dann schieße nur wacker darauf los, triff den Felsenmann vor die Stirn, daß er taumelt, sinkt und hinabstürzt über den Klippenrand in die entsetzliche Tiefe, steige dann langsam und vorsichtig hinab auf dem gefahrlosen Seitenpfade, damit du auch den vollen Sinn des Spruches erfüllst und die Paar Pfunde Caffee und Zucker aus dem Blute des Todten rettest — du findest ihn unten, entstellt, zerschmettert — du bist neugierig, wer der Elende, der deinem Spruche zuwider gelebt, seyn könne, du streichst das Blut aus seinem Gesichte und — erkennst deinen Vater. Gelt,

Blas: des Werners Maidele lohnt wohl die Mühe, ein Paar Stunden Nachtwache an eine solche That zu wenden?“

Der junge Mann konnte sich nicht länger halten. Er sprang außer sich auf und wollte dem Vater die entsetzliche Ungerechtigkeit seiner Vorwürfe begreiflich machen, aber das gräßliche, krampfhafte Lachen, das diesen wiederum ergriff, verwandelte seinen Unwillen in kindliche Besorgniß und, ohne ein Wort zu sprechen, sah er theilnehmend dem Alten nach, der unter fortwährendem Lachen in die Hütte schritt und sich dort auf sein Lager niederwarf. Blasi beobachtete ihn durch das offene Fenster. Bald ging Tetta's Lachen in ein leises Schlucken über, dann verriethen seine schweren Odemzüge, daß er, ermüdet durch die Anstrengungen der vergangenen Nacht, eingeschlafen sey.

Maidele hatte indessen ihren Vater bis zum Mittag vergebens erwartet. Seine Abwesenheit flößte ihr gerade keine große Sorge ein, denn sie war gewöhnt, daß er sich nicht sehr streng an sein Wort band, wenn er einmal mit seinen Bekannten, den Mauthnern, einen Gang in's Gebirg unternommen hatte, aber ein andrer Punkt lag dem Mädchen am Herzen. Der Vater konnte ja bis zum Abende, bis in die Nacht ausbleiben und sie mußte bis dahin daheim seiner harren und konnte

nicht hinauf auf die Alm, um den guten Blasi zu sehen und sich von ihm den heiligen Sebastian vorlesen zu lassen. Das wäre ein böser Umstand gewesen, das kam dem lieben Kinde beinahe wie ein großes Unglück vor! Sie lief oft hinauf und sah vom Umgange des Hauses nach dem Bergpfade, den ihrer Meinung nach der Vater mit seinen Begleitern herabkommen mußte. Der Bergpfad lag sehr erkennbar vor ihrem hellen Blicke, aber der Vater und die Mauthner ließen sich nicht sehen. Seufzend ging sie wieder in die Küche, um nachzusehen, daß die „Hüehnlä" und „Erbis," die sie zum Mittag bereitet hatte, nicht anbrennen möchten. Da hörte sie mit einemmale ein sehr lebhaftes Gespräch vor dem Hause. Unter mehreren andern Stimmen erkannte sie die ihres Vaters und sprang nun rasch vor zur Hausthüre, um ihm ein: „Gott zum Gruß!" zu bieten. Als sie ihn aber in der Mitte seiner Begleiter mit wilden Gebehrden und zornig redend erblickte, erstarb ihr der Gruß auf der Zunge und schüchtern zog sie sich halb hinter die Thüre zurück.

„Mir meinen Hund zu erschlagen!" tobte Bartel. „Das ist zu arg und ich werde von nun an behaupten, daß ein Schmuggler nicht allein ein Dieb, sondern auch ein Mörder ist. Was hatte das arme Vieh ihnen gethan, was kann es dazu, wenn ich es mit hinauf in's Gebirg nehme, sein Herr, dem es gehorchen muß? Wüßte ich nur, wer der Urheber des

Bubenstücks wäre, ich wollte ihm den Todtschlag schon eintränken, wie er's verdient. Aber die Schelme sind alle gleich schlecht und jeder ist im Stande, einen armen Hund von hinten niederzuschlagen."

„Beruhige dich doch, Bartel!" sagte einer der Mauthner. „Hätten wir nur die Waaren erwischt, die sie diese Nacht herübergebracht haben, an dem Hunde ist nicht so viel gelegen! Für zwei Kaisergulden bekommst du ein Thier, so gut du es wünschen kannst."

„Du sprichst, wie du es verstehst;" erwiederte ingrimmig Werner. „Dem Sultan kommt kein Hund im ganzen Tyrolerlande gleich. Er hatte zwölf Jahre den Dienst mitgemacht und spürte einen Schmuggler auf eine Stunde Weges. Er war zwölf Jahre lang mein treuer Begleiter Tag und Nacht und oft, wenn ich oben im Gebirg schlafen mußte, hat mein Kopf auf seinem Rücken gelegen und das verständige Thier rührte und regte sich nicht, um mich nicht zu erwecken. Meint ihr, ich könnte mich über den schmählichen Tod eines solchen Hundes so leicht zufrieden geben, als wenn ich etwa meine Pudelmütze oder meine Jagdtasche verloren hätte? Mein Stutzen ist mir nicht feil. Er ist ein Erbstück von meinem Vater selig und hat den Krieg unter dem Sandwirthe von Passeyr mitgemacht, aber ich gäbe ihn doch demjenigen, der mir den Sultan lebendig wiederschaffen könnte!"

„Es ist ein Schmugglerstückchen!" sprach ein an-

derer. „Sie haben einen besondern Haß auf dich, Werner, und den haben sie an deinem Thier ausgelassen. Aber todtschlagen? Es ist schändlich. Wenn sie ihn noch erschossen hätten —"

„Es ist Alles eins;" unterbrach ihn, seinen Unmuth unterdrückend, Bartel und fuhr sich mit dem Innern der Hand über das Antlitz. „Ich gedenk's ihnen und damit gut! Lebt wohl bis auf die Nacht! So lang der Neumond dauert, sind die Spitzbuben keine Nacht ruhig und ich habe eine Ahnung, daß wir in der nächsten durch einen guten Fang für unsere fruchtlose Wache in der vergangenenen entschädigt werden."

Die Männer gingen ihres Weges und Werner trat in das Haus, wo ihn Maidele mit einem weinerlichen Gesicht willkommen hieß. Sie hatte den Sultan sehr gerne gehabt. Er war ein Spielgefährte ihrer Kindheit gewesen, sie verdankte ihm sogar ihr Leben, denn als ein zweijähriges Kind hatte er sie einmal aus den Wellen des angeschwollenen Waldbaches glücklich und unbeschädigt wieder an's Land gebracht.

Der Vater sah sie scharf an und sagte dann mürrisch:

„Leg' die weinerliche Fratze ab, Maidele! Es ist schon schlimm genug, wenn mir's schwarz und finster in der Seele aussieht und ich mag nicht noch allenthalben, wohin ich schaue, an das Uebel erinnert werden, das ich doch nicht ungeschehen machen kann. Der Sultan

war ein treues Thier, aber er war auch schon alt und steif und hätte jeden Tag auf seinem Strohsacke verenden können. Komm herein, Maidele, wir wollen von andern Dingen sprechen."

Aber es wollte zwischen Vater und Tochter kein anderes Gespräch zu Stande kommen. Trüb und stille ging die Zeit bei'm verspäteten Mittagsmale vorüber. Dann setzte sich Werner in den Lehnstuhl neben dem großen immer geheizten Ofen, und sah mit finstern Blicken vor sich hin. Maidele nahm ihm gegenüber Platz und beschäftigte sich an ihrem Spitzenpulte, zu dem ihr Blasi Tetta gar zierliche Klöppel von Buchsbaumholz geschnitzt hatte. Die Arbeit ging ihr so flink von der Hand, daß es eine Freude war, ihr zuzusehn. Ihre gewandten Finger wußten die zarten Fädchen so rasch zu fassen, so künstlich zu verschlingen, daß das feine Spitzengewebe vor dem Auge des Zuschauenden wuchs und als ein vollendetes Kunstgebilde in seiner Art erschien. Werner hatte diese Arbeit immer sehr geliebt. Weil Maidele's Mutter eine so gar kunstfertige Spitzenklöpplerin gewesen und am Klöppelpulte so anmuthig ausgesehn, hatte er um sie geworben. Bei dem Anblicke der Tochter stieg die Erinnerung an die Verstorbene in seiner Seele auf. Die Tochter war ganz ihr Ebenbild und je länger er sie ansah, desto mehr erheiterte sich sein Inneres. Sein Auge fiel auf die Klöppel, die zwischen den Fingern

leicht auf und niedertanzten. Er wußte, daß sie ein Geschenk des jungen Tetta und von diesem verfertigt waren. Bei der Mahnung an Blasi drängten sich andere Gedanken in seine Seele. Sein Zorn erwachte auf's Neue, denn der Vater des jungen Mannes, den seine Tochter gern sah, erschien ihm als sein Todfeind, als ein Frevler an Kaiser und Land, den jeder rechtschaffene Unterthan hassen mußte.

„Maidele," sagte er, unruhig in seinem Sessel hin und her rückend, „bringe mir die Klöppel aus den Augen, denn sie erregen meine Galle. Der sie gemacht hat, ist ein braver Bursch, aber ich kann an ihn nicht denken, ohne nicht auch an seinen Vater zu denken, der sich dem Schwarzen verschrieben hat mit Leib und Seele."

Maidele vertauschte schweigend die Klöppel mit andern, aber es trat ihr eine Thräne in's Auge, die Werner nicht bemerkte.

„Ich weiß nicht, Maidele," fuhr dieser indessen fort, „aber es liegt mir wie ein Aberglaube auf dem Herzen, daß kein andrer, als Ignaz Tetta mir den Streich mit dem Hunde gespielt hat. Er ist klug genug, daß er das arme Thier belauern konnte, und an Bösartigkeit und Verwegenheit kommt ihm kein andrer Schmuggler gleich."

Erblassend ließ Maidele die Hände von den Klöppeln sinken. Sie hatte noch immer gehofft, daß

eine Versöhnung zwischen dem alten Tetta und ihrem Vater möglich sey, die sie und ihren Blasi an das Ziel ihrer Wünsche führen würde. Nun aber war durch die Entdeckung, daß Ignaz zu den Schmugglern gehöre, diese letzte Hoffnung mit einem Male vernichtet. Einem Schmuggler konnte Bartel Werner nimmermehr die Hand zu einem freundschaftlichen Verbande reichen, ein Schmuggler war ihm das verabscheuungswürdigste Wesen unter der Sonne. Sie saß noch immer und ließ die Hände unthätig niederhängen, ihre Blicke hafteten am Boden und die Röthe ihrer Wangen wollte nicht zurückkehren. Sie konnte den schrecklichen Gedanken nicht fassen, sie konnte sich nicht überzeugen, daß der Vater des redlichen Blasi zu jenen Menschen gehören sollte, die Werner tagtäglich als die Verworfensten schilderte und schalt. Und wenn es doch war? Tausend entsetzliche Geschichten, die sie von den Schmugglern und Mauthnern, von ihren oft blutigen Kämpfen mit einander gehört hatte, gingen ihr im Fluge weniger Augenblicke durch den Sinn. Jetzt trat auch drohend und warnend die Gefahr vor ihre Seele, der ihr Vater bei seinen nächtlichen Wanderungen sich aussetzte. War es denn so unmöglich, daß dann einmal Werner und Ignaz einander begegneten, daß es vom Streite zu Händeln, daß es zum entsetzlichsten, zum Morde kam? Das arme Kind empfand in diesen Minuten die erste heftige Aufre-

gung ihres bisher so friedlichen Gemüthlebens und bedurfte langer Zeit, ehe sie sich von dieser erholen konnte.

Werner mochte ahnen, was in ihr vorging. Er hatte Mitleid mit ihr, bemühete sich, seinen finstern und strengen Zügen einen mildern Ausdruck zu geben und sagte mit ungewöhnlicher Sanftmuth:

„Ja, Maidele, der Ignaz Tetta ist ein Schmuggler! Ich habe es dir verschwiegen bis auf den heutigen Tag, weil es das Schlimmste ist, was man von einem Menschen sagen kann und weil ich wußte, daß es dich tief betrüben würde. Er ist bekannt dafür im ganzen Thale, aber die Leute sprechen nicht gern davon, denn sie halten in ihrer Verstocktheit den Schleichhandel für keine besondere Sünde und wollen keinen verrathen, der ihnen die Waare wohlfeiler verschafft, als sie ihnen der ehrliche Krämer geben kann. Ich habe den Ignaz mehr wie ein Dutzendmal gesehen und erkannt unter den Schmugglern. An mir hat's nicht gelegen, daß er nicht eingefangen worden ist. Mit einem Schmuggler habe ich kein Mitleiden und wenn der alte Tetta nicht so klug und verwegen wäre, wenn er nicht alle Schluchten und Höhlen des Gebirges kennte, wie eine Gems, die dort groß gewachsen ist, so hätten wir ihn schon lange. Aber auf den Kopf zu läßt sich's ihm nicht sagen, es muß ihm bewiesen, er muß auf der That ergriffen werden."

„Um aller Heiligen Willen, Vater,“ sagte zitternd das Mädchen, „ihr werdet doch nicht dazu thun?“

„Warum nicht?“ erwiederte mit Heftigkeit der ehemalige Mauthner. „Es ist die Pflicht eines jeden rechtschaffenen Unterthanen, die Schelmen einzufangen und auszurotten. Hier im Gebirge treibt eine große Bande ihr Wesen und die schlimmsten unter ihr sind Ignaz Tetta und ein gewisser Gregor Stücker, der schon gestohlen und geraubt und zehnmal den Galgen verdient hat. Den Kerl schieß ich nieder wie ein Stück Wild, wenn er einmal auf verbotenem Wege vor die Mündung meines Stutzen kommt. Ein Schmuggler ist kein Mensch mehr, wie ein anderer, denn er gehorcht nicht der Obrigkeit und dem Gesetze, er hat sich losgesagt von allem Guten und lebt wie ein wildes Thier vom Raube. Wie ein Raubthier muß er gejagt und verdorben werden, denn von selbst wird keiner wieder besser. Wenn sie einmal sich an das verbotene, gefährliche Werk gegeben haben, so können sie nicht davon lassen. Es lockt und lockt, eben weil es gefährlich ist, und sie sehen es dann an, wie eine Sache, die ihnen neben dem Vortheil auch eine Lust bietet. Kann es etwas Aergeres geben, als das? Den Landesherrn bestehlen, das Gesetz betrügen, ist ihnen ein Zeitvertreib, wie ehrlichen Leuten etwa das Kegelspiel oder ein Scheibenschießen! So lange ich athme, Maidele, bin ich ein geschworener Feind der Schmugg-

ler und dadurch, daß sie mir meinen Hund erschlagen haben, ist's wahrlich nicht besser geworden zwischen mir und ihnen!"

„Sie mußten vielleicht;" sprach halblaut Maidele, die nicht mehr arbeiten konnte und aufgestanden war, um ihr Pult bei Seite zu bringen. „Der Hund konnte sie verrathen und sie schlugen ihn nur aus Nothwehr todt."

„Was Nothwehr!" fuhr zornig der Vater auf. „Ein rechtlicher Mensch bedarf einer solchen Nothwehr nicht, denn er wird nicht verfolgt bei Nacht und Nebel mit Spürhunden. Der Hund thut seine Schuldigkeit, wie sie ihn gelehrt worden ist von seinem Herrn, der Schmuggler aber sündigt gegen Pflicht und Gebot und ist deshalb weit schlechter, als der Hund. Sprich mir nie ein Wort mehr zu Gunsten eines solchen Schelmen, Maidele, oder ich muß denken, du bist aus der Art geschlagen, und kann dich nicht mehr als mein Kind ansehn!"

Er stand unwillig auf, um der Thüre zuzuschreiten. Maidele aber trat ihm in den Weg und sagte ängstlich:

„Thut mir einen Gefallen, Vater! Ich habe gehört, daß die Mauthner heute Nacht wieder hinauf wollen in's Gebirg gegen die Schleichhändler. — Gehet nicht mit! Bleibet daheim und ruhet aus. Es ist mir so schwer um's Herz und es will mir nicht aus

dem Sinne, daß euch ein Unglück begegnen könnte. Bleit diese Nacht zurück! Ihr habt's ja nicht nöthig, ihr werdet ja nicht dafür bezahlt, wie die andern!"

Unsanft schob Werner die Tochter aus dem Wege und sprach unter der Thüre mit zornigen Blicken nach ihr zurück:

„Für Geld geh' ich nicht, aber für's Recht. Diese Nacht will ich gegen die Schufte ausziehn und will's Gott! noch manche andere. Sie sollen sehn, daß der Bartel Werner sich nicht zurückschrecken läßt. Einen tüchtigen Feind haben sie sich in dem Sultan vom Halse geschafft, aber wenn ich bisher schon scharf und wachsam auf ihrer Fährte war, so will ich's nun doppelt und vierfach seyn. Tag und Nacht will ich nicht nachlassen, sie zu verfolgen und ihre verborgensten Schlupfwinkel aufzusuchen. Ich will mich verstellen lernen und Umgang suchen mit ihren Freunden. Es gibt auch Verräther unter ihnen und wenn ich den Tag erlebe, wo die ganze Rotte mit Stumpf und Stiel aufgehoben oder meinetwegen niedergemacht wird: dann gebe ich einen Last guten Wein aus meinem Keller zum Besten!"

Werner war unter dieser Rede in die leidenschaftlichste Wallung gerathen. Eine dunkle Gluth hatte sich über sein ganzes Angesicht bis hoch in die Stirn hinauf gelagert. Jetzt schwieg er, aber sein blitzendes Auge, sein verbissener Mund, die Heftigkeit, mit

welcher er, indem er das Zimmer verließ, die Thüre hinter sich zuwarf, gaben deutlich zu erkennen, daß die gewaltige Erregung seines Innern eher noch im Steigen, als im Abnehmen sey.

Betrübt sah ihm das Mädchen nach. Sie hielt noch an der geringen Hoffnung fest, daß der Vater sich versehen und geirrt haben könne, als er den Ignaz Tetta unter den Schmugglern zu erkennen geglaubt. Aber was konnte ihr, selbst wenn diese Vermuthung Wahrheit enthielt, das groß helfen? Stand doch Werner in dem festen Glauben an die Schuld des alten Tetta und wovon sich ihr Vater einmal überzeugt hielt, davon konnte ihn so leicht nichts abbringen.

„Ich frage den Blasi auf sein Gewissen, ob's wahr ist?" schloß endlich Maidele ihre Ueberlegungen. „Ist's nicht wahr, dann spreche ich für den Ignaz und vertheidige ihn, mag auch der Vater noch so wild und zornig werden! Schlimmeres kann mir doch nicht begegnen, als daß ich den Blasi nicht zum Hochzeiter kriege und geschieht das nicht, so ist mir das Uebrige einerlei, ob der Vater mich ausschilt und lärmt und tobt oder ob er mich auf den Herbst zur Comödi führt, die doch nur wegen des Blasi schön ist."

Beruhigter ging Maidele an ihre häuslichen Arbeiten, sah aber von Viertelstunde zu Viertelstunde nach der hölzernen Hausuhr, um die Zeit nicht zu

vergessen, wo sie, ohne den Verdacht des Vaters zu erregen, den Weg nach der Alm im Gebirge antreten könne.

Der Abend war herangekommen, die Sonne neigte sich, die Schatten wurden größer und kühle Lüfte strömten aus Fels- und Waldschluchten. Blasi saß schon seit einer Stunde auf der Alm und sah den Pfad hinab, den Maidele heraufkommen mußte und blickte dann auch wohl über die farbenreiche, würzig duftende Wiese, nach den Bergen und Gletschern, die den erhabenen Hintergrund des schönen Naturschauspiels bildeten. In der einen Hand hielt er eine Papierrolle, die saubere Abschrift seiner Comödi von dem Leidensende des lieben heiligen Sebastian, die andere spielte mit einem kleinen Bilde desselben Heiligen, das er zu einem Geschenk an Maidele geschnitzt hatte. Der schöne Anblick aber, den ihm jetzt in der Abendbeleuchtung die Gegend bot, schien seinen Geist besonders zu beschäftigen.

„Jetzt möchte ich wohl den Vater hier haben," sagte er mit freudig glänzenden Blicken für sich hin, „jetzt würde ich Worte genug finden, ihm zu beweisen, daß er das wahre Naturrecht nicht erkannt hat, da es ihn zu Streit und Unfriede führt. Ist nicht Alles Ruhe und Güte in der Natur und sieht sie nicht so

sanft aus, wie ein Heiliger, der Friede und Liebe verkündigt und dem der Himmel, die Sonne, der Mond und die Sterne selbst den Heiligenschein um das Haupt spinnen. Der arme Vater! Er ist so klug und so verständig, er weiß so viele Dinge, die andern fremd sind, aber ihm fehlt das Beste, der innere Friede, ohne den er auch wohl nicht die Friedensstimme, die von Außen zu ihm spricht, vernehmen kann."

Blasi war bei dieser Erinnerung traurig geworden. Da vernahm er das wohlklingende Geläute der Heerde, die von dem höhern Theile der Alm herabtrieb. Er sah sich rasch um, ob etwa Maidele schon dabei sey und vielleicht ihrer Lieblingskuh, wie sie wohl zu thun pflegte, einen Besuch gemacht hätte. Seine Blicke aber forschten vergebens nach ihr und der Knabe, der die Heerde begleitete, sagte ihm auf seine Erkundigung, daß das Jüngferle aus dem Riedl erst später komme, wenn die Sonne nicht mehr die Alm, sondern nur die Spitzen der benachbarten Berge noch bescheine.

Er sah wieder hinab in das Thal zu seinen Füßen und horchte auf das Läuten der Abendglocken, das ein leichter Wind aus den unten liegenden Nachbardörfern heraufführte. Dunkler wurden die Schatten, die sich in den Gründen lagerten, aber der Gürtel der Berge war noch von Sonnenlicht umgossen und die Eisgipfel rechts hinab, nach der Schweizergränze hin, blüheten in einem immer reiner werdenden Rosenglanze. Un-

zählichemal hatte Blasi diesen Anblick schon genossen, aber er blieb ihm immer neu.

„Es ist etwas Herrliches," sprach er wiederum in sich hinein, „die Sonne ihren Abschied von den Menschen auf eine kurze Nacht nehmen zu sehn! Es kommt mir vor, als wolle sie in dem Scheidegruße noch einmal alle Liebeskraft, die sie den Tag über gezeigt, zusammenfassen und den Menschen, die über ihr Verschwinden betrübt seyn mögten, ihre frohe Rückkehr versprechen. Es thut ihr selbst wehe und sie mögte wohl wieder zurück, denn in ihrem langen Nachglanze liegt etwas Sehnsüchtiges und Wehmüthiges, das mich, wenn Maidele nicht gerade da ist, immer traurig macht. Aber wenn nun die Nacht vorbei ist und es erst dämmrig wird, wenn dann aus der Dämmerung, wie wunderbare Himmelserscheinungen, zuerst die glänzenden Ferner aus der Höhe herableuchten, um ihre Ankunft anzuzeigen, wenn sie dann selbst erscheint — Maidele, Maidele!" unterbrach er sich plötzlich laut aufrufend, denn unten auf dem Pfade zeigte sich das liebe Mädchen, hastig und mit eiligen Schritten die Alm erklimmend.

Blasi ließ den Sebastian und sein „Leidensende" liegen und flog der Liebsten über die blumige Alm entgegen. Erst als er nahe bei ihr war, sah er ihr in das hübsche Angesicht und erschrack nun nicht wenig über die Beängstigung, die aus ihren Zügen

und ihrem ganzen Wesen sprach. Von dem angestrengten eiligen Gange war sie sehr erhitzt und außer Odem. Als der junge Mann vor ihr stand, sah sie mit sorglichen, forschenden Blicken zu ihm auf, aber sie konnte noch nicht sprechen, so sehr hatte sie, mit dem unruhigen Drange im Innern, die außerordentliche Anstrengung erschöpft.

In einem hohen Grade bestürzt nahm Blasi das Mädchen in seine Arme. Sie aber machte sich zu seinem Erstaunen von ihm los, stellte sich ihm in einiger Entfernung gegenüber und sagte dann, nachdem sie ein wenig zur Ruhe gekommen war:

„Blasi, ehe wir mit einander reden von der Comödi und von der Hoffnung, mußt du mir eins sagen! Es ist eine böse Sache, wenn sie wahr ist und wenn sie nicht wahr ist, so kann's uns auch nicht viel helfen, aber mich doch beruhigen im Herzen. Daheim hat mich's nimmer länger gehalten, es hat mich fortgetrieben zu dir auf die Alm und was zu schaffen war, ist liegen geblieben, als wäre ich eine schlampige, nachlässige Dirn. Aber ich bin nicht daran schuld! Wenn's Herz schwer ist, so sind auch die Glieder schwer und es liegt einem nur immer eins im Sinne, sich von der Last auf dem Herzen loszumachen. Deshalb bin ich auch so gelaufen, Blasi, denn du bist der einzige, der mir helfen kann, du bist ein treues, ehrliches Blut

und sagst mir die Wahrheit in allen Dingen. Nicht wahr, Blasi?"

„Gewiß, Maidele," erwiederte der Jüngling in einem versichernden Tone, der jedoch nicht ganz frei von einem Ausdrucke der Befremdung war. „Sage mir nur, was du hast, Herzenskind, und wenn der Blasi dir helfen kann, so geschieht's mit Freuden! Du mußt aber nur nicht ein solches Angstgesicht machen, denn das schneidet mir in's Herz und es ist mir grade zu Muthe, wie am Vorabende vor meiner Mutter Tode, den der Doctor auf den nächsten Tag vorausgesagt hatte."

„Ach, Blasi," hob wiederum das Mädchen an „so schwer mir die Sache zu tragen ist, so schwer fällt sie mir auch zu sagen! Wenn ich's nun vorgebracht habe und ich hoffe, du sollst mir ein aufrichtiges und bestimmtes: „Nein!" antworten und du sagst dann: „Ja!" so ist's vorbei mit der letzen Hoffnung und unser Unglück liegt am Tage."

Die Beängstigung des armen bedrängten Kindes theilte sich nun auch dem Jüngling mit. Es mußte etwas Entsetzliches seyn, das dem heitern Maidele so ganz die frohe Laune verderben konnte, das Beide um die Augenblicke der reinen Freude brachte, die sie immer bei'm Wiedersehn empfanden!

„Um aller Heiligen Willen, Maidele, thue jetzt die Heimlichkeit von dir und sprich Alles heraus, wie

es ist!" rief Blasi. „Die Ungewißheit liegt schwerer auf der Seele, wie ein Unglück, denn ist's wirklich ein Unglück, was du zu melden hast, so tragen wir's vereinigt, und dadurch wirds einem jeden leichter."

Maidele's Brust wurde von einem tiefen Seufzer gehoben. Dann trat sie rasch näher, ergriff des jungen Mannes beide Hände, sah ihn in großer Spannung starr an und sagte:

„Ich will nur ein Ja oder ein Nein, Blasi. Sprich: gehört dein Vater zu den Schmugglern oder nicht?"

Leichenblaß stand der Sohn des Ignaz Tetta vor seiner Liebsten. Diese Frage hatte er nicht erwartet und ihr Sinn traf lähmend und betäubend sein Inneres. Er sah sie einige Augenblicke, während auch von ihren Wangen langsam alle Farbe wich, schweigend an. Dann preßte er alle Empfindungen, die in diesem Momente seine Seele zerrissen, in ein halblautes, schmerzliches: „Ja!"

Maidele sagte nichts. Sie ließ seine Hände aus den ihrigen sinken und setzte sich weinend in's Gras. Ohne zu wissen, was sie that, pflückte sie Wiesenblumen und zerriß sie. Blasi setzte sich neben sie, drückte ihre Hände und suchte mit Gebehrden ihr eine Beruhigung zu geben, zu der ihm Worte und Gründe fehlten. Mit einemmale sprang er rasch auf und lief nach der Stelle zurück, wo er früher geruht hatte.

Maidele weinte fort und war ihrer Niederschlagenheit so hingegeben, daß sie wenig auf ihres Liebsten schleunige und seltsame Entfernung achtete. Als er nun aber zurückkam, wieder den Platz an ihrer Seite nahm und unter dem Arme eine Papierrolle, in der Hand aber ein kleines zierlich geschnitztes Heiligenbild hielt: da hemmte doch die erwachende Neugierde ein wenig den Thränenfluß und sie blickte fragend und erwartungsvoll zu ihm empor.

„Sieh, Maidele," sagte mit weicher Stimme der junge Mann, „dieses Bild stellt den lieben heiligen Sebastian vor und ich habe es für dich gearbeitet in den Feierstunden! Sieh, wie sein Leib von vielen Pfeilspitzen durchbort ist und der liebe Heilige doch standhaft bleibt im Unglücke und in der Pein! Das soll uns ein Beispiel, das soll uns eine Lehre seyn. Was wollen unsere Leiden, unsere Schmerzen bedeuten gegen die seinigen? Und dabei können wir sie noch vereinigt tragen, da doch der heilige Martyrer allein und verlassen stand von aller Welt."

„Du hast recht, Blasi," antwortete einigermaßen getröstet das Mädchen, indem sie wohlgefällig das kleine Heiligenbild zwischen den Fingern drehte und beschaute. „Wir werden uns wohl nimmer bekommen als Mann und Frau, aber wenn wir den Gram darüber mitsammen tragen, so finden wir uns leichter darein. Wir können uns ja, so lange die gute

Zeit dauert, alle Abend hier oben treffen auf der Alm, um unser Unglück zu bereden, und Winters wird's wohl auch ein Fleckchen geben, wo wir unvertrieben sind."

„Das meine ich auch," versetzte bestätigend Blasi. „Wenn wir uns so alle Tage fort sehn und eins das andere tröstet, so vergessen wir am Ende unser Elend und glauben, es sey Alles, wie es seyn sollte!"

„Blasi," sagte Maidele und seufzte tief auf, „wenn's nur nicht noch ärger wird, wie es schon ist. Erinnerst du dich noch, wie es vor zwei Jahren einmal zwischen den Mauthnern und Schmugglern zu blutigen Händeln kam? Wenn nun das wiederum geschähe, wenn dein Vater und der meinige auf einander träfen —"

„Sprich nicht so, Herzensmaidel!" fiel ihr der junge Mann in die Rede. „Wir haben Schlimmes genug in der Wirklichkeit zu verwinden, was wollen wir uns nun noch viele Gedanken machen von dem Schlimmsten, was etwa kommen könnte? Es wird schon dämmerig. Geh' mit hinauf zur Almhütte, im Käser werden noch die Kohlen glimmen, da zünd ich das Licht an und lese dir dann meine Comödi vor, wie ich's dir versprochen habe. Das wird dich auf andere Gedanken bringen und wenn du die jämmerliche Geschichte von dem lieben Heiligen in allen ihren Theilen vernimmst, so wird es dir nicht mehr so sehr leid

seyn um uns, sondern mehr um ihn. Komm „Maidele, ich lese dir die Comödi!“

„Ach ja, die Comödi!“ preßte das Mädchen heraus und erhob sich. Auf seinen Arm gelehnt, erstieg sie den duftigen Wiesenabhang, der noch zwischen ihrem bisherigen Ruheplätzchen und der Hütte lag. Sie hatte ihre Bangniß, ihre Sorgen dem Liebsten vertraut, aber es war ihr deshalb noch nicht viel leichter geworden um's Herz. Die bevorstehende Nacht trat ihr voll schwarzer, unheimlicher Ahnungen entgegen und unaufhörlich dachte sie: ach, wenn es doch schon Morgen und der Vater glücklich zurückgekommen wäre, wenn wir schon bei der lieben Gottesgabe am Frühstücke säßen und Alles sich wieder so fände, wie es gestern und heute gewesen ist!

Als sie bei dem Almhäuschen anlangten, empfing sie ein scharfer Gletscherwind, der aus einer Schlucht des Gebirges hervordrang. Es war jetzt allenthalben dunkel geworden und einzelne Sterne zeigten sich am Himmel. Schauernd trat Maidele in das wohlthätig erwärmte Innere der Hütte, grüßte den Kuhbuben, der mit den Thieren beschäftigt war, und führte ihren Begleiter in den Käser, wo unter dem in der Luft schwebenden Käsekessel noch ein helloderndes und lustiges Feuer brannte.

„Wir wollen hier bleiben im Käser;“ sagte das Mädchen und setzte sich auf einen umgestürzten Zuber zur Seite

des Heerdes nieder. „Draußen ist es kalt und der böse Wind möchte dir das Lämpele beim Lesen ausblasen.“

Blasi nahm seinen Platz ihr gegenüber auf einem Schemel ein, entrollte sein Papier und begann, nachdem er sich geräuspert, seine Vorlesung. Wie er es dem Maidele verheißen hatte, so that er auch und begleitete seine Worte mit Gebehrden, indem er seinem Gesichte den Ausdruck des allemal vorherrschenden Gefühls zu geben suchte, den Kopf und Oberleib, je nachdem die Rede von einer Person zur andern überging, bald hierhin, bald dorthin drehte und dabei in gleichmäßigen Zeitabschnitten die Hände steigen und sinken ließ. Maidele war ganz Ohr. Der melodische Fall der Alexandriner machte einen ungemein angenehmen Eindruck auf sie. Sie hörte mehr auf ihn, wie auf den Sinn der Worte und fühlte sich in eine Ruhe gewiegt, die keine störende Erinnerung zuließ.

Die beiden jungen Leute bildeten, in der glühenden Beleuchtung des flackernden Heerdfeuers, eine anmuthige Gruppe, die einem geistvollen Maler zum Gegenstande eines wirkungsvollen Bildes hätte dienen können. Blasi saß gerade und frei auf seinem Schemel und sprach, um nicht in seinen Bewegungen gehemmt zu seyn, mehr aus dem Gedächtnisse, wie aus dem Buche. Die rechte Seite seines bräunlichen Angesichtes, der Oberleib in seinen verschiedenen Wendungen, waren mit dem lebhaftesten Lichtglanze über-

gossen, während die entgegengesetzte Seite tiefe Dunkelheit umgab. Sein Schatten zeichnete sich groß und schwarz an der Wand der Hütte. Maidele hatte sich auf dem umgestürzten Zuber, dessen Oberfläche sie einnahm, etwas vorgebogen, indem der eine Arm nachlässig auf dem Heerde ruhte, die Hand des andern aber noch immer das kleine Bild des heiligen Sebastian spielend hielt. Ihr Antlitz war gesenkt, so daß nur ein matter Widerschein des Feuers auf ihm lag und wie aus einem glänzenden Nebel die reizend gebildeten Züge hervortraten. Hinter der halbgeöffneten Thüre des Käsers sah mit sprechenden Gebehrden und in einer flüchtigen Stellung der Kuhjunge hervor, der sich leise herbeigeschlichen hatte, um auch etwas von der Comödie zu profitiren. Die kupfernen, hell verzinnten Gefäße, die, höchst reinlich gehalten, an den Wänden umherstanden, die Geräthschaften, deren man sich bei der Bereitung des Käses bediente, alle diese Dinge trugen dazu bei, das Ganze zu einer höchst malerischen Szene zu machen.

«So starb der Christenheld, so hat in tausend Wunden
Er seine Seligkeit, den Heil'genschein gefunden.»

Mit diesen Worten endigte Blasi seine Vorlesung und rollte, Maidele's Ausspruch erwartend, das Papier zusammen, um es in seine Brusttasche zu schieben. Der Kopf des Kuhknaben verschwand hinter der Thüre, Maidele aber blieb noch immer in ihrer

lauschenden Stellung und richtete sich erst aus dieser auf, als sie der ungeduldig werdende Blasi mit einem lauten: „nun?“ zu einem Urtheile aufforderte.

„Ach, Blasi,“ sagte tief bewegt das Mädchen. „Der liebe Heilige thut mir gar zu leid! So jung und schon sterben müssen auf eine so qualvolle Weise — aber dafür hat er auch die Himmelskrone erhalten und wird noch immer hoch verehrt auf Schildereien und in der Comödi! Wenn ich dich so den Sebastian agiren sähe auf dem Theatrum und zuschauen müßte, wie dir immer ein Pfeil nach dem andern in die Brust geschossen wird, so könnte ich mich der heißen Thränen nicht erwehren, obgleich ich recht wohl weiß, daß du nur in den pappendeckelnen Ueberzug getroffen wirst und dir kein Härchen davon weh thut. Aber laß uns aufbrechen, Blasi! Es ist spät und dein Weg ist noch weiter als der meinige.“

Sie traten hinaus in die hell gestirnte Nacht. Der Thau hatte den Grasboden auf der Alm schlüpfrig gemacht. Maidele stützte sich auf den Arm des jungen Mannes und drängte zum eiligen Vorwärtsschreiten. Noch immer wehte eine schaurige Luft aus der Gletscherschlucht. In schwarzen Umrissen zeigten sich die nahgelegenen Berggipfel, die ferneren verschwanden im Dunkel der Nacht. Zwischen den beiden Liebenden wurde während des kurzen Ganges zu der Stelle, wo sie sich trennen mußten, kein Wort gewechselt. Jedem war

wieder schwer der Gedanke an das gemeinsame Mißgeschick auf's Herz gefallen und, indem sie diesem nachhingen, gaben sie sich einer tiefen Traurigkeit hin.

Als sie nun auf dem kleinen Waldraum am Gletscherbache anlangten, wo sie sich am Morgen schon gefunden hatten und wo Beider Wege sich von einander trennten, brach endlich Maidele das Schweigen und sagte: „Blasi, ich weiß nichts anders zu thun, als unser Schicksal dem Himmel anheim zu stellen! Ich hatte immer gedacht, die Comödi müßte uns auch zum Ehestande zusammen bringen, da sie uns als Liebste zusammengebracht hat; aber ich sehe jetzt ein, darauf ist nicht zu hoffen. Lebe wohl, Blasi! Es ist mir gar übel zu Sinne heut und liegt mir in der Brust, wie ein nahes Unglück. Die Heiligen mögen es verhüten, denn wir haben ohnehin Elend genug!"

„Wir tragen es vereinigt," tröstete nochmals der Jüngling. „Wenn wir auch sonst nichts gemeinsam haben sollen, so wollen wir doch wenigstens unsern Gram mit einander erleiden. Gute Nacht, Maidele! Morgen finde ich dich wieder auf der Alm."

Das Mädchen schlüpfte leicht den abschüssigen Bergpfad hinab. Einige Augenblicke lang konnte der horchende Blasi noch das Geräusch vernehmen, das ihre Schritte im herabgefallenen Laube verursachten. Dann wurde Alles still. Nur das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Föhren war zu hören und der plätschernde

Gletscherbach, dessen Wellen über den Kieselgrund in das Thal hinabrauschten.

Blasi trat in die finstere, schweigende Waldung. Langsamen Schrittes stieg er den Pfad zu der väterlichen Hütte hinan. Er fühlte es schmerzlich, daß Ignaz scheidend zwischen ihn und das Glück seines Lebens trete, aber er mußte den Vater, den er wie einen Gemüthskranken ansah, bedauern und konnte ihm nicht zürnen.

Aus einem festen Schlafe, der ihn auf seinem Arbeitssitze vor der Hütte ergriffen hatte, wurde Blasi mit einemmale von rauhen, wild verfahrenden Händen aufgerüttelt. Er hörte seinen Namen rufen, er sah sich, als er die Augen öffnete, beim Lichte einer Diebslaterne, von Männern, die ihm als Schmuggler bekannt waren, umgeben. Gregor Stöcker, der ihm besonders zuwider war, befand sich unter ihnen. Sein erster Gedanke war, die Schleichhändler wollten, was sie schon oft versucht hatten, ihn zur Theilnahme an einer ihrer gewöhnlichen Unternehmungen auffordern; als er aber seinen Vater nicht unter ihnen erblickte, erschrak er heftig und sprang mit einer unruhigen Bewegung auf. Ehe er noch Zeit fand, nach dem Abwesenden zu fragen, nahm Gregor, dessen Antlitz heute besonders entstellt und verzerrt war, dessen Blicke

unsicher und scheu zu Blasi empor sahen, das Wort und sagte:

„Wir haben nicht Zeit zu langem Aufenthalte, Blasi Tetta, denn wir werden verfolgt. Unglück über Unglück ist geschehen in dieser Nacht und du mußt dich ebensowohl drein ergeben, wie andere, die es mit dir trifft. Wir haben unsern besten Mann verloren, aber den Grauröcken ist es nicht besser gegangen und derjenige, der sich uns aus bloßem Muthwillen zum Todfeinde geschworen, liegt auch todt und kalt und wird nimmer wieder gegen einen freien Mann des Gebirges ziehn.“

„Gregor!“ fiel Blasi mit bebender Stimme ein, indem seine Blicke ängstlich den Kreis der Schmuggler nach dem Vater durchforschten, „was ist euch begegnet und vor allen Dingen, wo ist Ignaz Tetta, mein Vater?“

Da öffnete sich der Kreis, den die Männer um ihn geschlossen hatten und, von Entsetzen ergriffen, sah er zwischen ihnen am Boden liegen eine blutige Gestalt, todt und starr. Mit abgewandtem Gesicht näherte Gregor der Gestalt die Blendlaterne: Blasi erkannte die Leiche seines Vaters.

Der furchtbare Anblick lähmte seine ganze Kraft. Er stand regungslos da und starrte vor sich hin. Seine Arme waren schlaff herab gesunken, er konnte nicht reden, Alles was um ihn vorging, schien ihm ein

schwerer, lastender und quälender Traum. Dumpf, wie aus weiter Ferne, drang Gregor's Stimme zu ihm, der, ohne nach der Leiche umzublicken, mit seltsam gepreßtem, unruhigem Tone fortfuhr:

„Sie haben ihn gut getroffen. Gerade durchs Herz ist die Kugel gegangen. Als ich ihn fand, hatte er schon geendet, aber er hielt den Stutzen, der ihm kurz vorher gute Dienste geleistet, noch fest in der Hand. Ja, Blasi, du brauchst dich deines Vaters nicht zu schämen! Als sie uns überfielen auf dem Gemseneck und wir die Waaren schon weggeworfen hatten und sie uns verfolgten nach dem Höllengrath, wo die steile Felsenwand in's Rauhenthal hinabgeht, da putzte er ihnen den Vordermann, der uns auf den Fersen war, fort, daß er über die Wand hinab ein Rad schlug, bei dem er wenigstens Hals und Beine zugesetzt hat. Aber die Hunde von Mauthnern hatten Fackeln angezündet und einer von ihnen, der im Gebüsch versteckt war — nun!" fuhr er mit unsicherer Stimme fort: „du siehst ja, was er gethan hat. Gib ihm nun ein ehrliches Begräbniß! Wir haben nicht Zeit, wir müssen uns zerstreuen. Einen Trost will ich dir noch geben, Blasi, nämlich den, daß du es nicht allein bist, der heute um einen Vater zu trauern hat. Das Maidele Werner wird heulen und jammern, während du, wie ein Mann, deinen Schmerz trägst. Der Bartel war es, der tückische

Fuchsschwänzer, den dein Vater zu dem gewaltsamen Sprunge in's Rauhenthal nöthigte. Ihm geschah sein Recht, das er längst verdient hatte. Mich siehst du schwerlich jemals wieder. Ich gehe über die Grenze."

Ein gellender Pfiff schallte von der Höhe des Felsens herab. In wenigen Augenblicken waren die schwarzen Gestalten in den schwer zugänglichen Spalten, deren enger, nach oben führender Raum nur von so kühnen Männern zu einem Rettungspfade erwählt werden konnte, verschwunden. Blasi blieb allein bei der Leiche, über die das zurückgelassene, am Fußboden stehende Licht einen düstern Schein warf. Das Antlitz des Todten war wenig entstellt. Ein drohender, trotziger Ausdruck lag, das Leben nachäffend, noch in den Zügen und die Augen standen weit offen.

Aber Blasi? — Den Brand einer Hölle hatten Gregor's letzte Worte in seine Brust geschleudert. Werner todt, sein Vater todt, jener gemordet durch diesen — war denn nicht Alles ein Wahn, ein toller Betrug der Sinne, der sich seiner bemächtigt hatte, um ihn auf die entsetzlichste Folter zu spannen? Er starrte noch immer, ohne durch eine Bewegung seine Rückkehr zu Besonnenheit und Bewußtseyn zu verrathen, auf die blutbefleckte Leiche. Es war ihm, als müsse er in jedem Augenblicke aus dem schrecklichen Traume erwachen, der ihn gefangen halte. Fernher aber, wie Donnerton, klang es in seine Seele: Dein

Vater hat den Vater deiner Liebsten ermordet, sie jammert daheim in Leid und Verzweiflung und du bist der Sohn eines Mörders und darfst nun das Maidele nimmer wieder sehen und sprechen!

Langsam nur löste sich die Betäubung, die in den ersten Augenblicken der furchtbaren Entdeckung sich seiner bemächtigt hatte. Wie ein Schleier zog es sich von seiner Seele hinweg und er erlangte nach und nach die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner unglückseligen Lage.

„Ja, ja," sagte er dumpf und gepreßt, indem er neben des Vaters Leiche niederknieete und das Blut von seinen Händen wischte, „er ist todt und schläft nun für immer den tiefen Schlaf! Er hatte im Leben keine Ruhe, nun hat er sie im Tode. Aber als ein Mörder sterben, als Werners Mörder —"

Sein Selbstgespräch stockte. Er weinte nicht, aber es lag ihm so schwer in der Brust, wie ein Centnerstein. Er stand auf und versuchte die Leiche in die Hütte zu tragen. Seine gewohnten Kräfte schienen ihn verlassen zu haben. Nur mit Mühe und sehr langsam brachte er endlich den schon erstarrten Körper auf das Lager, wo Ignaz so selten den Schlummer gesucht und gefunden hatte. Er wusch das Blut von seiner Wunde und bemühte sich, die befleckten Kleider zu reinigen. Er hatte einige Kienfackeln angezündet, um

recht hell zu sehen, denn in dem matten Dämmerlichte der Diebslaterne hatten die starren, drohenden Züge des Todten etwas Grauenhaftes, dessen beängstigendem Eindrucke er nicht widerstehen konnte. Als er mit seinem traurigen Geschäfte zu Ende war, bedeckte er die Leiche mit einem weißen Tuche und setzte sich neben das Lager.

Nur eine kurze Zeit vermochte er ruhig auf der Stelle, die er eingenommen hatte, zu bleiben. Die Stille, die rings um herrschte, dünkte ihm drückend und entsetzlich. Er stand auf und schlich, als habe er die Ruhe eines Schlafenden zu schonen, zu den Fenstern der Hütte und öffnete sie alle. Jetzt wurde ihm etwas wohler. Er hörte das Rauschen des Gletscherbachs, manchmal ließ sich wie ein leiser ferner Donner das Krachen der Ferner, wenn sie sich spalten, vernehmen und aus dem Thale herauf drang das Geräusch des Windes, der in den Wipfeln der Föhren spielte. Er setzte sich wieder zu seiner trüben Leichenwache. Von Zeit zu Zeit kam es ihm in den Sinn, es könne doch wohl noch eine Spur von Leben in dem Vater seyn und er könne, wenn diese benutzt und verfolgt werde, wieder erwachen. Leise, aber hastig hob er dann das Tuch von der Leiche auf, allein das gebrochene Auge, die klaffende Herzenswunde und die Eiskälte der Hand, die er prüfend ergriffen hatte, gaben ihm immer wieder die trostlose Gewißheit, daß

hier kein Lebensfunke mehr unter der todten Asche schlummre.

Er dachte sehr Weniges. Nur die Ueberzeugung stand fest vor seiner Seele, daß die heutige Nacht eine undurchdringliche Scheidewand zwischen sein früheres Leben und seine Zukunft gezogen habe. Er war nicht mehr der unbescholtene junge Bildschnitzer, den jedermann gern gesehen und in seiner Wohnung willkommen geheißen hatte; er war nun der Sohn eines Mörders, und wer zufällig auf einem Wege mit ihm zusammentraf, wich ihm scheu aus und die Blicke des Widerwillens und der Verachtung, die auf ihm lasteten, wenn er zu andern Menschen trat, legten deutlich ihre Gesinnungen gegen ihn an den Tag. Seine Liebe war todt und begraben. Getödtet von dem Morde, begraben unter der Schmach, die ihn traf! Er hatte sich in sein Schicksal ergeben, er hatte Allem entsagt, was beglückend in ein Menschenleben treten kann, und sah in seine Zukunft, wie in eine trübe, nebelvolle Einöde.

Gegen Morgen fiel er in einen dumpfen, betäubenden Schlaf. Ihm träumte, die Gestalt seines Vaters richte sich von dem Lager neben ihm auf, sah ihn mit den großen lichtlosen Augen starr an und sagte: „Ich bin kein Mörder, Blasi. Ich habe wohl in einem schlimmen Wahne gelebt, aber ich hielt an ihm, weil ich in ihm das Recht zu erkennen glaubte. Ein Mörder bin ich doch darum nicht geworden.“

Er glaubte die Stimme seines Vaters noch zu hören, als er in diesem Augenblicke aus seinem Schlummer empor fuhr. Seine Blicke fielen rasch zur Seite. Das weiße Tuch lag noch, wie es gelegen hatte, nichts rührte sich unter der bleichen Hülle und als er unter das Tuch sah, begegneten ihm die noch starrer gewordenen Züge des Todten, von denen nun jeder Ausdruck irdischer Leidenschaft verschwunden war.

Er seufzte tief auf und trat an ein Fenster. Es war hell geworden, der Ferner strahlte schon im Sonnenlichte. Unwandelbar sahen die Gebilde der Natur zu ihm herüber, an denen das Leben der Menschen spurlos vorübergeht. Das Rauschen des Baches, die Stimmen einzelner Vögel aus der niedern Waldung drangen, wie wehmüthige Erinnerungen aus einer bessern, glücklichern Zeit in seine Seele. Er suchte sich zu beschäftigen. Er nahm eine seiner Holzarbeiten vor und die Hände verrichteten mechanisch ihren Dienst, ohne daß er darum dem drückenden, dumpfen Gefühle seines Elends entrissen worden wäre.

Da vernahm er mit einemmale Stimmen, die rauh durcheinander sprachen, und nahende Schritte. Es war ihm Alles so gleichgültig, daß er gar nicht aufstand, um nachzusehen, wer ihn in seiner Einsamkeit störe. Die Thüre seiner Hütte wurde wild und heftig aufgestoßen: Landleute aus dem Riedl, einige Mauthner und Polizeisoldaten drängten sich herein. Die

Leute hatten ein unruhiges, drohendes Aeußere; als sie aber den Blasi so traurig und still an seiner friedlichen Arbeit erblickten, milderte sich ihr Wesen und einer von ihnen sagte ernst, aber ohne Heftigkeit:

„Blasi, wo ist dein Vater? Hast du ihn versteckt, so liefere ihn aus, denn entgehen kann er doch nicht: er wird ausgeschrieben im ganzen Lande. Wir haben ihn schon die Nacht durch im Gebirg gesucht, um ihn in Haft zu nehmen. Der Bartel Werner ist von einer Kugel verwundet und sterbend im Rauhenthale gefunden worden und sein letztes Wort war der Name deines Vaters. Sprich, Blasi, wo ist er, wo hast du ihn verborgen?“

Der junge Mann erhob sich, ohne eine Antwort zu geben, von seinem Sitze. Langsam schritt er nach dem Lager im Winkel der Hütte hin. Hier hob er mit einem Seufzer das Tuch von der Leiche und Alle wichen entsetzt zurück, als sie den starren Körper mit der breiten, offenstehenden Wunde in der Brust erblickten. Blasi sagte nichts. Er blieb schweigend und mit gefalteten Händen vor dem Todten stehen und sah ihm in das Antlitz. Er dachte sich das ehemalige Leben hinein, er suchte den Vater noch einmal seiner Seele vorzuführen in seiner Kraft und Frische, wie er noch gestern gewirkt und gelebt hatte.

„So ist es doch wahr!“ sagte indessen einer der Mauthner. „Die Strafe hat ihn gleich nach der That

ereilt. Einer von den unsrigen wollte ihn stürzen gesehn haben, aber ich glaubte es nicht. Sprich, Blasi, war er schon todt, als sie ihn herbrachten und welchen Weg haben sie darauf genommen?"

Blasi bedeckte die Leiche wieder mit dem Tuche, schritt seufzend zu seiner Arbeit zurück und antwortete: als er wieder saß, eintönig:

„Sie haben einen Todten hergebracht und der Todte war mein Vater. Weiter weiß ich nichts, fragt mich auch nicht um Anderes."

Die Trauer des Sohnes, der von allen als ein wackrer Jüngling geachtet wurde, machte einen tiefen Eindruck auf die Leute. Es schien ihnen Unrecht, diese durch ihre Anwesenheit zu stören und sie entfernten sich nun eben so leise, wie sie geräuschvoll gekommen waren. Blasi befand sich wieder allein, aber der unerwartete Besuch hatte ihn doch ein wenig aus seiner Gemüthsstumpfheit emporgerissen. Er übersah jetzt heller seine Lage, er überdachte, was ihm die Umstände zunächst zu thun geboten. Nach einem kurzen Nachdenken verließ er seinen Sitz, legte schnell bessere Kleider an, als er gewöhnlich zu tragen pflegte, ging noch einmal an das Lager des Todten, um über ihn zu beten und entfernte sich dann, indem er Thüre und Fenster wohl verwahrte, aus der Hütte. Rasch schritt er den Fußpfad hinab, der nach Maidele's Riedl führte. Als er den Waldraum erreichte, wo er gestern Abends

das Mädchen zum letztenmale gesprochen hatte, ergriff es ihn im Innern, wie mit glühenden Krallen, und riß ihn vorwärts, daß er so hastig weiter rannte, als folge ihm ein Unglück auf den Fersen. Er trat aus dem Walde und sah das Riedl vor sich liegen. Er wandte seine Blicke ab und schaute nach einer andern Seite. Auf einem weiten Umwege umging er das Riedl und gelangte nach einer Stunde zu dem Pfarrdorfe, welches das Ziel seiner Morgenwanderung war. Er hatte eine lange, heimliche Unterredung mit dem Pfarrer. Endlich trat er getröstet und ruhiger den Rückweg in das Gebirg an. Gegen den Abend des nämlichen Tages erschien in seiner Hütte der Pfarrer mit einer kleinen Leichenbegleitung, um die sterbliche Hülle des Ignaz Tetta zu ihrer letzten Ruhestätte zu geleiten. Leise und schweigend stiegen sie, als die Dunkelheit einbrach, wieder in's Thal hinab. Eine dunkle Masse trugen die Begleiter des Geistlichen auf ihren Schultern: es war der Sarg mit der Leiche des Ignaz Tetta. Hinter ihnen her schritt mit gesenktem Haupte und den Rosenkranz in den Händen Blasi, der trauernde Sohn. Als sie stille durch das Riedl ihren Weg fortsetzten, warf er seufzend einen Blick nach Maidele's Wohnung. Ein einzelnes, trübes Licht brannte hinter einem Fenster.

„Des Werner's Maidel' hält die Todtenwache;" sagte leise, doch so, daß es Blasi verstand,

einer der Träger zu den andern. „Da werden auch Thränen genug fließen in dieser Nacht. Ich möchte nicht Schuld haben an ihrem Jammer.“

Blasi fuhr mit der Hand nach dem Herzen, das sich krampfhaft zusammen zog. Er suchte den innern Schmerz zu überwinden. Still betete er wieder für sich hin, bis er auf dem Kirchhofe des Pfarrdorfes anlangte, wo der Todtengräber an dem geöffneten Grabe stand und den neuen Bewohner seines kleinen Bezirks erwartete. Der Geistliche sprach mit gerührter Stimme einige Worte der Andacht, dann rollte mit dumpfem Geräusche der Sarg hinab, die Erdschollen fielen nach, und Blasi kehrte traurig, aber doch getröstet, daß er des Vaters Leiche in geweihter Erde wußte, auf dem Umwege, den er schon am Morgen eingeschlagen, in seine einsame Hütte zurück.

Wenige Schritte von Tetta's Grabe entfernt, wurde in der Frühe des nächsten Tages mit großer Feierlichkeit Bartel Werner beerdigt.

Viele Tage vergingen, ohne daß Blasi seine kleine Hütte und ihre nächsten Umgebungen verlassen hätte. Er blieb in stiller Trauer an seiner Werkstätte und arbeitete bis tief in die Nacht hinein, indem er sich von Stunde zu Stunde mehr überzeugte, daß Thätigkeit das beste Mittel sey, sich gegen Verzweiflung

und stumpfen Tiefsinn zu wahren. Während er immer neue Bilder zu Stande brachte, ging nach und nach die alte Freude an diesen kleinen Werken wieder in seinem Herzen auf und eine wehmüthige Heiterkeit, die noch durch einen besondern Umstand gefördert wurde, trat in sein Gemüth. Er hatte geirrt, als er meinte, man werde ihn, als den Sohn des unglücklichen Tetta, mit Abscheu und Verachtung betrachten. Viele Leute, muntere Jünglinge und ernste Männer, kamen aus dem Thale herauf und besuchten ihn in seiner Hütte. Sie zeigten ihm die alte Liebe und Achtung, sie sprachen ihm Trost ein und forderten ihn auf, ihren Besuch zu erwiedern, sich einige Zeit bei ihnen aufzuhalten und dort in ländlichen Beschäftigungen und geselligen Zerstreuungen sein Mißgeschick zu vergessen. Dieses freundliche Benehmen rührte ihn tief. Es gab ihm sein Selbstvertrauen zurück, es zeigte ihm, daß er ohne Scheu unter andern Menschen erscheinen könne. Auch von Maidele hörte er. Sie war im Riedl geblieben und ein Bruder ihres Vaters, ein unverheiratheter, rechtlicher Mann, der die Vormundschaft übernommen hatte, war zu ihr gezogen. Diese Nachrichten vernahm er zufällig. Er fragte nicht nach ihr, er betrachtete sie wie ein verlornes, heiliges Gut, nach dem er kein Recht habe zurückzublicken und zu verlangen. Und doch drängte sich der Gedanke an jene Zeit, wo sie noch so glücklich waren, ihr Unglück vereinigt tragen zu

können, so oft in seine Seele! Jetzt hatte Jedes sein Theil Unglück für sich, jetzt lag auf Jedes Herzen eine Last, die es zu Boden drückte und die dunkle Kluft zwischen Beiden wurde durch keine Hoffnung, durch keinen Trostblick in die Zukunft erhellt.

Lange hatte Blasi den Aufforderungen seiner Freunde, sie in's Thal hinab zu begleiten, widerstanden. Endlich, an einem Sonntage, gab er ihnen nach und willigte ein, die Kirche des Pfarrdorfs zu besuchen, wohin ihn auch sein geistiges Bedürfniß trieb. Er konnte nicht vermeiden, den Weg durch's Riedl zu nehmen, den seine Begleiter einschlugen. Ein tiefer Seufzer preßte sich aus der Brust des jungen Mannes, als sie an Maidele's Wohnung vorüberschritten. Das Haus war still und öde, hinter den Fenstern waren Vorhänge niedergelassen, nichts verrieth eine Spur von lebenden Bewohnern.

„Sie trauert nun auch ewig fort," dachte Blasi, „bis der Tod ihrer Trauer ein Ende macht. Sie hat es geahnt, sie hat das Unglück voraus gefühlt, aber ich glaubte nicht, daß ein Mensch erkoren seyn könne, noch Schwereres zu erleiden, als wir damals schon trugen."

Mehrere Männer aus dem Riedl fanden sich zu den Kirchgängern. Alle erzeigten sich freundlich zu dem jungen Bildhauer, reichten ihm traulich die Hand und legten auf jede Weise an den Tag, daß sein Unglück

ihre Neigung zu ihm nur vermehrt habe. Man sprach mit ihm von seinen Arbeiten, einige bestellten dies und jenes oder feilschten um schon Vorhandenes, andere meinten gar: er müsse nun herabziehn in das bewohntere Thal und heirathen, damit er mehr Freude an seinem Geschäfte und dem Leben überhaupt fände. Blasi antwortete nicht darauf, aber er schüttelte mit einer so traurigen Gebehrde den Kopf, daß seine Begleiter wohl einsahen, sie hätten eine wunde Stelle seines Herzens berührt, und von diesem Augenblicke an ähnliche Anspielungen vermieden.

Der Gottesacker, über welchen der Weg in die Kirche führte, zeigte eine Fülle schöner Blumen, mit welchen die Liebe die Gräber geschmückt hatte. Blasi's Blicke flogen nach der Ruhestätte seines Vaters. Eine weiße Rose blühte darauf. Wer hatte das gethan, wer hatte dem Unglücklichen, dem entsetzlich Irrenden dieses Opfer der Trauer, des Mitleidens gebracht? Maidele ist es gewesen! antwortete eine Stimme aus seinem Herzen und als er sie nun selbst erblickte, bleich und abgehärmt, knieend hinter dem Grabhügel ihres Vaters, als er sah, daß sie in stiller Andacht betete und auch während dieses Gebetes einige milde, verzeihende Blicke nach dem Grabe seines Vaters sandte, da wußte er es gewiß, daß sie die Pflanzerin und Pflegerin der weißen Rose sey. Sie war so ganz ihrer Andacht hingegeben, daß sie weder ihn,

noch seine Begleiter bemerkte. Als sie sich bewegte und Miene machte, sich zu erheben, ging Blasi rasch in die Kirche und stellte sich hinter einen Pfeiler, wo er nicht so leicht gesehen werden konnte. Der Eindruck, den die heilige Umgebung auf ihn machte, war noch nie in solcher Gewalt von ihm empfunden worden. Er sank auf die Kniee, es war ihm, als sey er nicht für sich allein, als sey er auch für den sündig gestorbenen Vater hier. Alles Aeußere war für ihn nicht vorhanden. Ganz in sich und sein Gebet versunken, dünkte es ihn, als kämen die Worte der heiligen Messe, der fromme Chorgesang, das Spiel der Orgel vom Himmel herab, um ihm Gnade zu verkündigen, um ihn zu trösten und zu erheben. Er lag noch lange schweigend und verzückt am Boden, als schon die heilige Handlung vorüber war, als schon die Meisten der andächtigen Theilnehmer sich entfernt hatten.

Da hörte er das Geräusch leiser Schritte neben dem Pfeiler, an dem er lehnte, hin. Er stand auf, ohne zu wissen warum, er trat hinter dem Pfeiler hervor und — sah sich nun Maidele gegenüber, die eben den Gang herauf kam. Ihre Blicke trafen die seinigen. Sie blieb stehen und zitterte so heftig, daß sie sich an einer Brettwand, welche die Betstühle schied, halten mußte. Hätte auch eins von Beiden sprechen wollen, es wäre ihm unmöglich gewesen! Die Brust war ihnen wie zugeschnürt. Bleich und kummervoll standen

sie einander gegenüber: jugendliche Opfer eines frühen Mißgeschicks! Es war, als sey jedes von der Ueberzeugung beherrscht, zu dem andern nie mehr sprechen zu dürfen, selbst diese Begegnung so bald als möglich endigen und jede fernere vermeiden zu müssen. Bei dem Mädchen wurde diese Ueberzeugung zuerst zur That. Eine Thräne in dem niedergeschlagenen Blicke ging sie langsam weiter. Unter der Kirchthüre sah sie sich noch einmal nach Blasi um, dessen Augen sie verfolgt hatten. Es war, als halte sie ein Zauber an diese Stelle gefesselt. Eine Minute lang konnte sie sie nicht verlassen, nicht den Blick von dem geliebten, nun für immer verlornen Jüngling abziehen. Sie schien mit sich zu kämpfen. Endlich wurde sie ihrer Gefühle mächtig, die Thüre schloß sich hinter ihr und Blasi knieete noch einmal nieder zum heißen Gebete für die Seelenruhe seines Vaters.

Von dieser Zeit an waren Beide darauf bedacht, in der Kirche Plätze zu wählen, die in einer hinlänglichen Entfernung von einander lagen. Blasi konnte durch keine Ueberredung dahin gebracht werden, das Riedl zu besuchen, oder seinen Weg dadurch zu nehmen, er ging nie den Waldpfad zu den Stunden hinab, in welchen Maidele sich nach der Alm zu begeben pflegte. Beide aber liebten einander fort mit inniger Liebe und fester Treue, obschon sie wußten, daß das Leben sie nimmer vereinigen könne. Eins betrachtete, wenn sie

sich in der Kirche fanden, verstohlen das andere und jedes bemerkte mit tiefem Kummer, wie das Leid der Seele immer verderblicher und zerstörender den Körper ergreife.

So ging der Sommer vorüber. Die Leute im Thale hatten größtentheils die gegenseitige Neigung Blasi's und Maidele's gewußt oder vermuthet. Beide wurden sehr von ihnen bedauert, aber niemand sah ab, wie ihr Unglück endigen, wie ihrem Verhältnisse eine günstige Umwandlung werden könne. Da kam die Zeit, wo die jungen Männer sich auf die Herbstcomödi bereiten mußten. Einstimmig wurde Blasi Tetta's Spiel von dem Leidensende des lieben heiligen Sebastian zur Darstellung erwählt. Der junge Bildhauer lehnte es aber durchaus ab, selbst darin zu agiren. Man ehrte auch seine Gründe, man drang, als er sich bestimmt dagegen erklärt hatte, nicht ferner in ihn. Ein junger Mann aus dem Pfarrorte übernahm die Hauptrolle. Blasi hätte um keinen Preis sie darstellen können. Sein Gemüth war durch das traurige Ende seines Vaters, durch die Schuld, die auf diesem lag, zu sehr zerrissen, als daß er auf die zu einem solchen Unternehmen nothwendige Besonnenheit zu vertrauen vermocht hätte. Er dachte nicht daran, daß auch der Anstand ihm jetzt schon die Theilnahme an solchen Dingen verbiete: dazu war sein Schmerz zu tief und wahr. Aber daran dachte

er, daß ihm bei jedem Worte, das er sagen müsse, jene mit Maidele in der Almhütte verlebte letzte Stunde traulichen Beisammenseyns in den Sinn kommen werde, daß ihn dann sein Gefühl überwältigen, er vor allen Leuten in Verwirrung gerathen und vielleicht gar in Thränen, deren er doch als ein Mann sich zu schämen habe, ausbrechen müsse.

Indessen lebte Maidele sehr still und einsam. Sie hielt sich von allen ihren bisherigen Freundinnen fern und verweilte am Liebsten auf der Alm, wo sie oft den halben Tag über auf einer Stelle saß und trüben Blickes in die Berge und Gletscher hinaussah. Sie hatte keine Zukunft mehr; die Gegenwart lag wie ein dumpfer Schmerz auf ihr. Aber ihre Erinnerungen? In diesen suchte und fand sie Trost. Fast ängstlich hielt sie an den freudigen fest und strebte mit einem Aufgebote ihrer ganzen Seelenkraft, jene entsetzlichen zu entfernen, die auch ihre Vergangenheit immer wieder zu verdunkeln droheten.

So kam der Tag heran, an welchem in dem Pfarrdorfe Blasi's Leidenscomödi vorgestellt werden sollte. Die jungen Leute aus dem Orte und der Nachbarschaft hatten nicht geruht, bis sie den Verfasser des Stückes aus seiner Gebirgseinsamkeit zum Zuschauen herabgebracht hatten. Das Theater war in einem Weingarten sehr zierlich aufgeschlagen. Den Hintergrund der kurzen Bühne bildete das natürliche Rebengelände,

der Coulissen bedurfte man nicht, aber ein reinlicher Vorhang lief zwischen zwei artig geformten Säulen auf und nieder. Vor der Szene saß und stand ein Trupp ländlicher Musikanten, das Parterre bestand aus einigen am Boden liegenden rohen Holzstämmen, über welche sich einige starke Dielen kreuzten. Hier war der Platz der Bauern und Bäuerinnen und ihrer fröhlichen, schauglücklichen Kinder. Ueber die Bretterwand, welche den Garten umgab, und von den Bäumen aus den Nachbargärten sah auch das Gesicht manches Neugierigen, der gern schauen, aber dem Wirthe des Weingartens nicht gern sein Schärflein bringen mochte, hervor; hinter dem Parterre war ein freier Raum, auf dem die Honoratioren, die Besucher aus den benachbarten Städten mit geputzten Stadtfrauen und Jungfern ab und zu gingen. Die Schauspieler und Dorfbewohner fühlten sich heute besonders geehrt, da ihnen der Landrichter aus dem Hauptorte seine Gegenwart geschenkt hatte.

Der natürliche Wunsch, die Darstellung seines Werkes so nahe zu sehen und zu hören, als möglich, hatte Blasi, der Anfangs ganz hinten gestanden, nach und nach bis in die vorderste Reihe, dicht hinter die Musikanten getrieben. Hier stand er an die Seitenwand gelehnt und war ganz Auge und Ohr. Bald aber war sein Geist nicht mehr bei der Vorstellung. Er gab sich der Erinnerung an jenen Abend im Käfer

der Almhütte hin. Es war ihm, als spräche er die Rolle des heiligen Sebastian, als vernehme er wieder alle die Ausrufungen des Wohlgefallens, die damals Maidele bei mehrern Stellen hatte laut werden lassen. Ob sie hier ist? fiel ihm plötzlich ein. Seine Blicke schweiften über die Versammlung. Da trafen sie auf der andern Seite tief im Hintergrunde auf eine dunkele Gestalt, deren bleiche Gesichtszüge ihm wohl bekannt waren. Es war Maidele. Fast alle Frauen in der Versammlung konnten sich nicht der Thränen erwehren, als nun das Martyrthum des lieben Heiligen auf der Bühne begann. Sie weinte auch; aber welche schmerzlichere Bedeutung hatten nicht ihre Thränen? Blasi sah von diesem Augenblicke an nicht mehr auf das Theater. Er hatte nur Augen für das blasse, schwarzgekleidete Mädchen im Hintergrunde. Sie durfte Trauer anlegen um ihren Vater; er wagte es um den seinigen nicht zu thun, weil er sein Andenken zu schonen glaubte, indem er den Leuten keinen Anlaß gab, sich des Unglücklichen zu erinnern. Was hatte Maidele von dem heutigen Tage nicht gehofft, wie gern hatte er diese Hoffnung nicht getheilt, und wie entsetzlich waren sie doch getäuscht worden! „Ich kann sie nicht so hinwelken sehen,“ sagte er in sich hinein. „Ich muß fort von hier. Wer weiß, ob sie dann, wenn sie mich nicht mehr sieht, ihr Elend nicht leichter vergißt, einen andern lieb haben

lernt und noch einmal recht glücklich wird in ihrem Hauswesen!“

Da entstand ein Geräusch im Hintergrunde bei dem erhaben stehenden Sessel, den der Landrichter eingenommen hatte. Der Landrichter wurde abgerufen und verließ die Versammlung. Mehrere der Zuschauer traten jetzt vor, so daß Blasi das Maidele nicht mehr erblicken konnte. Das Stück war seinem Ende nahe. Die Weiber weinten alle, die Männer sahen sehr ernst vor sich. Als nun der Heilige sein Martyrthum beschlossen, als ihm ein Engel mit blauen Flügeln die goldpapierne Krone, mit den Schlußworten des Stückes, auf das Haupt gesetzt hatte und nun der Vorhang gefallen war, da drängten sich alle, die Frauen, wie die Männer, um Blasi herbei, ergriffen und drückten seine Hände und wußten ihres Lobes und Dankes kein Ende zu finden. Er fühlte sich sehr ergriffen von dem Gedanken, so vielen Menschen eine herzerhebende Freude bereitet zu haben. Seit der schrecklichen Nacht, die alle seine Hoffnungen vernichtet hatte, war dieses der erste heitere Sonnenblick, der wieder in sein Leben fiel.

Er war noch beschäftigt, bald diesem, bald jenem Antwort und Rede zu geben, als sich plötzlich der Schreiber des Landrichters durch die Menge drängte und durch den Ruf: „Blasi Tetta! Wo ist Blasi Tetta?“ die allgemeine Aufmerksamkeit

auf sich zog. „Ihr müßt sogleich zum Landrichter!“ sagte er, da er den jungen Mann gefunden hatte, zu diesem. „Ihr werdet wunderliche Dinge vernehmen; aber fürchtet euch nicht: es ist eher Gutes, wie Schlimmes.“ Die Miene des Schreibers war auch in der That so, daß sie wohl Hoffnung, aber nicht Schreck erregen konnte. Einige unter den Männern, an welchen der Schreiber den erstaunten Blasi vorüberzog, hielten jenen, mit dem sie in einem besonders traulichen Verhältnisse stehen mochten, am Arme fest und fragten neugierig nach der Ursache dieser schleunigen Berufung. „Es ist eine seltsame Nachricht eingegangen;“ raunte er ihnen mit aller Wichtigkeit seiner amtlichen Würde zu. „Der wahre Mörder des Bartel Werner ist entdeckt, Ignaz Tetta war unschuldig.“

Blasi hatte diese Worte vernommen. Seine Brust hob sich, als sey mit einemmale die Freiheit, deren sie lang entbehrt, eingezogen. Dann riß er sich von dem Schreiber los und flog mit einer Eile, der dieser nicht folgen konnte, in das Haus, die Treppe hinauf zu dem Zimmer, in welchem er den Landrichter vermuthen konnte. Da stand schon Maidele, die vorher noch so bleichen Wangen hochgeröthet, neben diesem. Ein glänzender Blick ihres Auges traf Blasi, als er in das Zimmer trat. Odemlos stammelte dieser:

„Ist es wahr, ist es möglich? Mein Vater ist nicht als ein Mörder gestorben und ein anderer hat die unglückselige That vollbracht?"

„So ist es," antwortete freundlich der Landrichter, der dem rechtlichen jungen Manne gewogen war.

„Maidele, mein Vater ist unschuldig!" sagte Blasi und reichte Alles vergessend dem Mädchen die Hand über den Schreibtisch hinüber, die sie in Thränen ausbrechend nahm. Der Landrichter, ein wohlwollender Mann, dem das Verhältniß der jungen Leute bekannt seyn mochte, sah sie gütig lächelnd an. Mehrere Männer drängten sich jetzt mit dem Schreiber, der sie vergebens zurückzuhalten suchte, in's Zimmer. Aus einem großen offenen Briefe, der vor ihm lag, theilte nun der Landrichter den wahren Hergang der Sache und die Art und Weise, wie dieser entdeckt worden, mit.

Gregor Stöcker, der roheste und ruchloseste der Schmuggler, die früher an der nahen Grenze ihr Wesen getrieben, war in dem benachbarten Lande wegen Raubmordes eingezogen worden. Ehe er noch die Strafe dieses Verbrechens empfing, hatte er ein Geständniß abgelegt, das ein schauerliges Licht über die Thaten jener Nacht verbreitete. Einige Mauthner hatten damals die entdeckten und fliehenden Schmuggler hart auf den Fersen verfolgt. Bartel

Werner war von seinen Gefährten abgekommen und ließ sich von seinem Eifer verleiten, zweien der flüchtigen Nachtgesellen auf dem steilen, gefährlichen Felsengrath nachzusetzen. Diese zwei waren Ignaz Tetta und Gregor Stöcker. Werner, der in der einen Hand eine brennende Fackel und in der andern seinen Stutzen hielt, hatte das Mißgeschick, am Rande des Felsens auszugleiten und zu stürzen. Sein Gewehr fiel in den Abgrund hinab, die brennende Fackel blieb, die nächtliche Szene erhellend, auf dem Felsenrand liegen, während es dem Stürzenden gelang, mit den Armen den Ast eines aus dem Gestein einzeln hervorstehenden Baumes zu umklammern, an dem er jetzt in freier Luft über der entsetzlichen Tiefe schwebte. Die Flüchtlinge, die sich von ihrem Verfolger befreit sahen, schöpften Odem. Ignaz blieb ruhig an der Stelle stehen, wo er sich befand, Gregor aber schlich zu dem Felsenrande vor, rief dem unglücklichen Bartel höhnische Worte zu und legte sein Doppelgewehr, das er im Insurrectionskriege von einem französischen Offizier erbeutet hatte, auf ihn an. „Was willst du thun?“ rief Ignaz, indem er sich rasch näherte. „Laß ab, Gregor! wir müssen ihn retten. Er kann uns nicht mehr schaden und die Menschenpflicht gebietet es!“ Aber schon hallte die Echo den Schuß Gregors aus den Gebirgen zurück und Werner war mit einem Schrei in den Abgrund

gestürzt. Stumm schritten nun die beiden Männer den Felsenpfad hinab, nach dem Versammlungsorte, den die Schleichhändler für den Fall eines überlegenen Angriffs bestimmt hatten. Nach einiger Zeit nahm Ignaz das Wort und sagte sehr ernst und fest: „Gregor, ich kann dir nicht helfen! Du hast Menschenblut vergossen und dein Blut muß wieder vergossen werden. So will es das Naturgesetz. Ich zeige dich der Obrigkeit an, als Werners Mörder, und liefere dich ihr aus, wenn ich es vermag.“ Gregor kannte den alten Tetta hinlänglich, um überzeugt zu seyn, daß ihn kein Bitten, keine Vorstellung von einem Entschlusse abbringen könne, den er auf seine Ansicht vom Rechte gründete. „Ein Mord mehr oder weniger!“ dachte Gregor. „Was liegt daran? Nur das kann mich retten!“ Er blieb unmerklich einige Schritte hinter dem arglos Vorangehenden zurück und ehe dieser die Entfernung des Begleiters von seiner Seite bemerkte, hatte die zweite Kugel, die noch in Gregors Gewehr saß, sein Herz durchbort. Er sank lautlos zu Boden. Der Mörder aber eilte voran zu dem Sammelplatze, berichtete hier die Lüge, die uns schon bekannt ist, und nahm dann einige von den Schmugglern mit sich, um die Leiche des Ignaz Tetta nach der Hütte im Gebirge zu bringen. Er zeigte sich hierbei so sorgfältig und theilnehmend, daß ihn kein Verdacht treffen konnte. Nur dem Sohne

gegenüber konnte er seine freche Stirn nicht behaupten und ein unbefangener, ruhiger Beobachter würde gewiß damals schon seine Schuld geahnt haben.

Nachdem der Landrichter seine Eröffnung geschlossen hatte, herrschte einige Augenblicke lang eine tiefe Stille unter den Anwesenden, die nur von Maidele's Schluchzen unterbrochen wurde. Gregors entsetzliche Verworfenheit hatte die Landleute mit Abscheu erfüllt. Bald aber dachten sie an Ignaz Tetta und daß sie diesem sämmtlich großes Unrecht gethan. Gegen den Sohn sprachen sie nun treuherzig aus, wie leid ihnen dieses sey und Blasi hatte die schöne Genugthuung, das Andenken seines Vaters von einem schrecklichen Flecken gereinigt zu sehen, ihn nicht als einen Verbrecher, nein! als ein Opfer für das Recht gefallen zu wissen.

Als die Landleute sich zerstreut hatten, um ihren Freunden die merkwürdige Neuigkeit zu hinterbringen, verließen auch Maidele und Blasi Hand in Hand das Zimmer. Sie schritten, ohne ein Wort zu wechseln, aber immer mit vereinigten Händen, aus dem Hause und durch den belebten Garten. Niemand hielt sie auf. Mit Rührung sahen die Frauen den Kindern der zwei Gemordeten nach. Als hätten sie es verabredet, schlugen sie aus dem geräuschvollen Pfarrdorfe den Weg nach dem Riedl ein. Sie sprachen noch immer nicht. Maidele aber weinte sehr und drückte

dabei oft dem Blasi die Hand. So langten sie an der Thüre von Maidele's Wohnung an. Blasi ergriff beide Hände des Mädchens, sah ihr lange in die thränenvollen Augen und sagte dann mit leiser Stimme:

„Darf ich dich nun wieder besuchen auf der Alm?"

Sie nickte durch Thränen lächelnd. Dann preßte sie beide Hände des Liebsten stark an ihr Herz, seufzte sehr tief auf und entfernte sich in das Haus. —

Blasi fehlte am nächsten Abend nicht auf der Alm. So lange es die Jahreszeit erlaubte, war er täglich da. Den Winter über stieg er in's Riedl hinab, bis der Frühling wieder die Berghalden mit Gras und Blumen schmückte und nun wieder das friedliche Liebesleben auf der Alm begann. Als aber der Herbst kam und wiederum eine sehr erbauliche Comödi des jungen Bildhauers, in der er die Hauptrolle agirt hatte, aufgeführt worden war: da folgte dem ländlichen Spiele die Hochzeit des Maidele Werner und des Blasi Tetta, an der alle versammelten Stadt- und Landleute fröhlichen Theil nahmen. Blasi aber zog aus seiner abgelegenen Hütte in das Riedl hinab und setzte hier, als ein glücklicher Ehegatte, sein kunstreiches und einträgliches Geschäft fort.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Adrian, Dr., die Priesterinnen der Griechen. 8. 1822. Geh. 22 ½ Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Der Gegenstand, den der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser in diesem Werke behandelt, ist zu anziehend und wichtig, als daß es einer empfehlenden Anzeige bedürfte, um dasselbe in den Kreisen der Gelehrten und Gebildeten einzuführen.

Adrian, Dr., Erzählungen. Inhalt: 1) Die drei Schwestern. 2) Emmy. 3) Die schöne Pilgerin. 4) Azariel und Azala. 5) Geschichte der Prinzessin Florine. 6) Alfouran. 7) Molly. 8. 1821. Rthlr. 1. oder fl. 1. 40 kr.

Bandello's Novellen. 3 Theile. Zweite vermehrte Auflage. 3 Thlr. oder fl. 5.

Catullus, übersetzt von Conrad Schwenck. Anhang: Sechster Gesang der Odyssee. gr. 12. Auf geglättetem Velin. Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr. Auf Druckpap. 20 Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Edgeworth, Maria, die Gönnerschaft. Aus dem Englischen von Louise Marezoll. Vier Theile. 8. 1828. Rthlr. 4. 15 Sgr. od. 7. 48 kr.

Dieser neueste Roman der allgemein beliebten Verfasserin hat sich des ungetheilten Beifalls zu erfreuen gehabt.

Evelina und Johanna, die Heldinnen des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein historischer Roman in zwölf Büchern. 3 Thle. 8. 1825. Rthlr. 2. 7½ Sgr. oder fl. 3. 48 kr.

Dieser geschichtliche Roman, welchen auch die Britten einer Uebertragung in ihre Sprache werth hielten, umfaßt eine der denkwürdigsten Begebenheiten, die beinahe seit vierhundert Jahren allgemeines Interesse erregten.

Fischer, C. A., Hyacinthen in meinem Kerker gezogen. 8. 1825. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Diese Hyacinthen sind die erste literarische Production, welche der geistreiche Verfasser, seit 25 Jahren ein Liebling der gebildeten Lesewelt, nach seiner Befreiung aus der Feste Marienburg in die Hände des Publikums gab.

Fischer, C. A., Neue Kriegs- und Reisefahrten oder Romantische Kriegs- und Lebensabentheuer. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. 15 Sgr. oder fl. 6.

Dem allgemein geschätzten Verfasser stand ein Schatz literarischer Quellen des Auslandes zu Gebote, welche er auf seine bekannte anmuthige Weise verarbeitete und zum Eigenthume unserer Literatur machte. Wenn seine früheren Kriegs- und Reisefahrten sich durch Eleganz, Wärme und Wahrheit der Darstellung auszeichneten, so verbindet diese neue Sammlung mit der Leichtigkeit und dem Glanz der Diction und der Treue der Ausführung noch das Anziehende, daß sie Stoffe behandelt, die allgemein menschlich, und historisch betrachtet, von dem höchsten Interesse sind.

Gruner, G. A., Friedemann und die Seinen, oder das Gottesreich auf Erden. Ein Familienbuch zur Veredlung des häuslichen und bürgerlichen Lebens. 4 Thle. gr. 12. Geheftet Rthlr. 3. 15 Sgr. oder fl. 6.

Der Zweck erheiternder Unterhaltung ist kein unverdienstlicher in unserer Zeit. Es ist erfreulich, daß die Schrift, welche wir hiemit im größeren Kreise zur Kunde bringen, diesen Zweck, nach dem einstimmigen Zeugnisse der nicht Wenigen, in deren Händen sie sich bereits befindet, in den verschiedensten Familien schon erreicht hat. Es ist erfreulich um des weiteren und höheren Zieles willen, welches ihr aufgestellt ist.

Sie will die Schönheit des Christenthums durch die wahre und unverkünstelte Darstellung eines häuslichen Lebens in allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, das ein tieferes und gehaltreicheres ist, als das gewöhnliche, wie es aber gar wohl überall gelebt werden könnte, in einem Lichte zeigen, welches das Wort des abgezogenen Begriffes nicht zu geben vermag.

Häule, G. F., die gläserne Maske. Ein Gemälde aus den Kriminalakten des siebzehnten Jahrhunderts. 8. Zweite Ausgabe. 1825. 26¼ Sgr. oder fl. 1. 30 kr.

Der Verfasser hat den Stoff zu dieser skizzirten Geschichte aus den französischen Kriminalakten des siebenzehnten Jahrhunderts gezogen, und sie in das Gewand gehüllt, in welchem die handelnden Personen unter den Augen ihrer Zeitgenossen gewandelt sind, und es ihrer Katastrophe überlassen, sie zu entkleiden.

König, H., die Wallfahrt. Eine Novelle. 12. Geheftet. Rthlr. 1. 10 Sgr. oder fl. 2. 24 kr.

Aus der Niederung eines geheimen Vergehens führt uns die anmuthige Erzählung zur Höhe eines Hülfsberges und zum Ueberblick alles Wallfahrenden auf Erden. — Einheit der Idee in ihrer verschiedenen Lichtbrechung, heitre Darstellung bei tiefer Bedeutsamkeit und die dem Verfasser eigne Ironie zeichnen dieses Büchlein aus, das der Leser nicht ohne Erquickung durch guten Humor und erfreuliche Ansichten des Lebens weglegen wird. Der verkappte Jesuit knüpft die Fabel an die jüngste Zeit an.

Rückert, Fr., Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. 12. Geh. Rthlr. 1. 22½ Sgr. oder fl. 2. 48 kr.

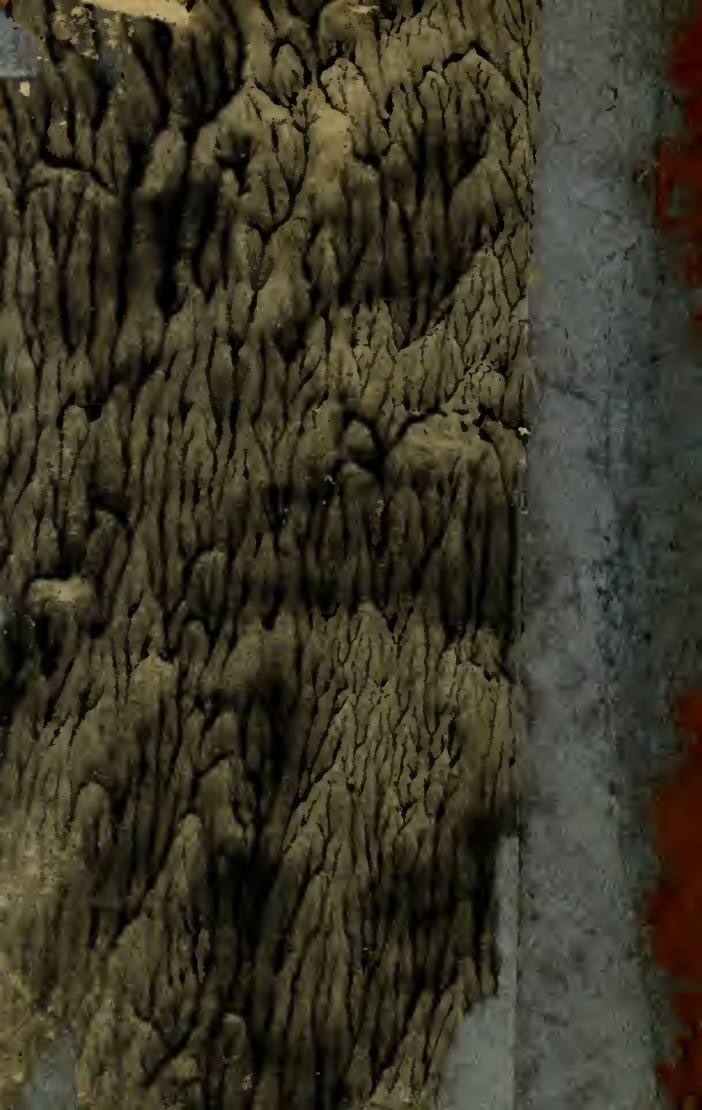
Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter Rückert, mit aller ihm in so seltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragene indische Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indischen Poesie Unverständliche, vermieden ist, so daß sie als eine sinnige Liebeserzählung erscheint, über welche sich nur ein leiser fremdartiger aber lieblich süßer Duft ausbreitet und sie umweht. Das mythologische, völlig verständlich, erscheint in der Figur, welche am bedeutendsten eingreift, nur als Allegorie des bösen Gelüstes, welches in unsrer Brust wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für wahre Poesie einwohnt, wird an dieser Dichtung, und wem Sinn für Sprachschönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückerts Versen ein Vergnügen finden, wie es selten geboten wird.

Scott's, Walter, Werke. Supplement-Bändchen zu sämmtlichen Ausgaben, enthaltend: Halidon-Höhe. Drama in 2 Acten. 12. Geh. $7\frac{1}{2}$ Sgr. oder 24 kr.

Die englischen Kritiker haben dieses Produkt Walter Scott's mit Enthusiasmus aufgenommen, und mit Recht, denn es möchte nicht leicht eine interessantere Darstellung schottischer Sitten und Charaktere aus der Feder dieses berühmten Dichters geflossen seyn.

Starkloff, L., Erzählungen. 8. Rthlr. 1. 20 Sgr. oder fl. 2. 48 kr.

Ein reicher Humor, Kenntniß des menschlichen Herzens und lebendige fortreißende Darstellungsgabe sind allgemein anerkannte Vorzüge des geschätzten Hrn. Verfassers; unsere Erzählungen gehören überdies noch zu dem Vorzüglichsten, was, nach dem Urtheil von Kennern, aus seiner Feder geflossen ist.

Weitzel, J., Napoleon durch sich selbst gerichtet. 12. Geh. 20 Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Der uns längst durch die Tiefe, die Kraft und den Freimuth seines sachkundigen Urtheils bewährte Verfasser dieser Schrift, ließ die Lobspender und die Schmäher vorerst in hellen Haufen vorüberziehen, bevor er das sprechende Bild des so viel besprochenen und so wirre beurtheilten Napoleon, wie es, den Hauptzügen seines Thuns und seiner Aeußerung nach, im treuen Spiegel der Geschichte sich zeigt, aufstellte, und aus verschiedenen neuen Gesichtspunkten es betrachten lehrte. So steht er, mit ernster Beobachtung, an der Seite des noch für Wahrheit und Menschenrecht begeisterten Jünglings, wie er eine Preis-Aufgabe bearbeitet; so sucht er den Mann auf in dem Kreise seiner Familie und folgt ihm auf seiner weltgeschichtlichen Heldenbahn, mit lebendiger Farbengebung die ergreifende Erscheinung der persönlichen Nähe des Kaisers vergegenwärtigend, welche dem Verfasser selbst unter verschiedenen Verhältnissen und Umständen, zu verschiedenen Zeiten geworden.